ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Deutscher Reporterpreis 2020

Die Sieger:innen

Reporter FORUM

www.reporter-forum.de

Reportage
Xifan Yang, Die Zeit: Die Gesandte des Konfuzius 1

Freie:r Reporter:in
Marius Buhl, Der Tagesspiegel: Alles schmilzt 17

Interview
Holger Stark und Heinrich Wefing, DIE ZEIT: Herr Leyendecker, haben Sie einen Informanten erfunden und damit eine Staatsaffäre ausgelöst? 32

Wissenschaft
Eva Wolfangel, Riffreporter: Reality sucks 46

Datenjournalismus
Sabrina Ebitsch, Lea Gardner, Christian Helten, Malte Hornbergs, Stefan Kloiber, Hannes Munzinger, Antonie Rietzschel, Lisa Schnell, Martina Schories, Vanessa Wormer, Süddeutsche Zeitung: Die digitale Infektion 64

Essay
Jonas Schaible, t-online.de : Wer von Ökodiktatur spricht, hat das Problem nicht verstanden65

Lokal
Christoph Heinemann und Jens Meyer-Wellmann, Hamburger Abendblatt: Der Ausbruch ... 74

Investigation
Sönke Iwersen, Andrea Rexer, Marina Cveljo, Hans-Peter Siebenhaar, Isabelle Wermke,Handelsblatt: Roland Bergers späte Reue 119

Sport
Christof Gertschund Mikael Krogerus,Das Magazin: Der Boxer, der keiner sein wollte 132

Kulturreportage
Jana Simon, DIE ZEIT: Putins Tänzer 169

Multimedia
Sabrina Ebitsch, Hennes Elbert, Christian Endt, Verena Gehrig, Michael Hörz, Dalila Keller, Stefan Kloiber, Markus C. Schulte von Drach, Marlene Weiß, SZ.de: Anatomie einer Katastrophe 185

Multimedia-Podcast
Constanze Radnoti, Marion Härtel, Cornelia Neumeyer, Birgit Frank, Christine Auerbach, Reinhard Röde, Maria Christoph, Vera Weidenbach, Lorenz Schuster, Maria Wölfle, Monika Preischl, Niklas Gramann, FYEO: Affäre Deutschland –Die geheimen Konten der CDU ... 186

Die Gesandte des Konfuzius

Eine junge Frau aus der Gegend von Shanghai fängt in einem Seniorenheim nahe Hannover als Pflegerin an. Es ist ein deutsch-chinesisches Experiment, geboren aus der Not: Deutschland braucht dringend Arbeitskräfte – und das vergreisende China will lernen, wie die Altenpflege funktioniert. Kann Wu Feifei die Erwartungen erfüllen?

Von Xifan Yang, DIE ZEIT, 09.01.2020

Als er hörte, dass die Chinesen kommen, war die Vorfreude bei Volker Lange groß. In seinem Büro setzte sich Lange an den Computer und gab bei Google »Chinesen« und »Freizeit« ein. Er betrachtete Bilder von Karaoke-Bars und fand: Könnte was für uns sein. Am besten mit Großleinwand, Sofaecken, einem Getränkeautomaten. Die Chinesen sollten sich bei ihm wohlfühlen, das war Lange wichtig.

Laatzen, deutsche Reihenhausvorstadt bei Hannover. Ein Fluss, weich schwingende Wiesen, Schrebergärten, an denen Containerzüge vorbeidonnern. Daneben das Leinetal Seniorenpflegeheim, ein Siebzigerjahre-Bau mit Balkonen und gestreiften Markisen, in dem Volker Lange vor mehr als zwei Jahren zum Telefon griff und die Handwerker anrief. In einem verwaisten Haus gegenüber der Cafeteria wurden Wände eingezogen, Duschen und Einbauschränke installiert. Bald danach war ein Wohnheim für bis zu 18 Pflegekräfte aus China fertig, erst mal noch ohne Karaoke-Bar.

Volker Lange ist ein stämmiger Mann Anfang sechzig, der am Schreibtisch gern mal eine raucht und sich das Hosenbein von seinem schwarzen Großpudel anknabbern lässt. Seit fast zwei Jahrzehnten leitet er das Seniorenpflegeheim, und er hat sich in dieser Zeit seine Jovialität bewahrt, obwohl er einen heroischen Kampf geführt hat. Volker Lange kämpft gegen die Personallücke. Pflegekräfte aus Kasachstan haben bei ihm angefangen, aus Uganda, von den Philippinen, aus Vietnam, Serbien, Slowenien,

Albanien, Bosnien, dem Kosovo, aus Russland, Italien, Griechenland, Rumänien und Mazedonien. Die Belegschaft des Seniorenheims ist längst so international wie ein Dax-Unternehmen, unter den knapp über 100 Mitarbeitern sind nur noch eine Handvoll Deutsche. Und dennoch ist es Volker Lange nicht gelungen, die Lücke zu stopfen. Dennoch muss Lange jeden Tag Menschen abweisen, die auf der Suche nach einem freien Pflegeplatz sind.

Lange hat in all den Jahren seine Erfahrungen mit den Mitarbeitern gemacht, er hat da keine Scheu vor Verallgemeinerungen.

Männliche Pfleger vom Balkan: »Muttersöhnchen. Kannst du in der Regel in der Pfeife rauchen.«

Pflegekräfte aus muslimischen Ländern: »Schwierig – viele wollen wegen ihrer Religion keine Senioren des anderen Geschlechtes waschen.«

Aus Südeuropa: »Kommen ständig zu spät. Und finden es bei uns zu kalt.«

Es lag an diesen Erfahrungen, sicher auch an den leeren Betten, jedenfalls war Volker Lange sofort begeistert, als sein Chef von einer Reise nach China heimkehrte und ihm erzählte, was er dort gesehen hatte. Langes Chef ist der Geschäftsführer des Pflegeunternehmens Burchard Führer, 42 Heime, 3200 Mitarbeiter, und er hatte auf Einladung einer chinesischen Personalvermittlungsagentur in der Nähe von Shanghai eine Fachhochschule besichtigt, die jährlich ungefähr 600 Krankenpfleger ausbildet. 600! Jährlich! Könnte man nur einen Teil von ihnen nach Deutschland lotsen und in der Altenpflege weiterbilden – die Personalprobleme von Burchard Führer wären gelöst. Lange und sein Chef unterhielten sich über Werte und Traditionen der Chinesen. Beruht die Ethik des Konfuzius nicht auf der Demut gegenüber den Alten? Fordert Konfuzius nicht, Kinder sollen für die Eltern da sein, sollen ihre Rolle erfüllen im »harmonischen Kreislauf des Lebens«?

Volker Lange war noch nie in China. Aber er weiß jetzt über die Chinesen: »Denen ist die Pflege in die Wiege gelegt. Die haben ein Pflege-Gen.«

Was Wu Feifei über die Deutschen weiß: Viele Menschen dort sind weißhaarig. Fast die Hälfte des Jahres scheint aus Urlaub zu bestehen. Die Regierungschefin heißt Mo-Er-Ke.

An einem schwülen Tag im Juli 2018 spaziert Feifei, 23 Jahre alt, über den weitläufigen Campus der Jinhua Polytechnic, sie trägt Jeansrock und Flattertop. Der Präsident ihrer Hochschule und der Geschäftsführer von Burchard Führer haben eine Kooperation vereinbart, begossen mit 58-prozentigem Kräuterlikör: Absolventen aus China sollen für mindestens drei Jahre Arbeit und Fortbildung nach Deutschland kommen. Als erstes soll das Leinetal Seniorenpflegeheim es mit den Chinesen versuchen. Wenn alle Papiere da sind, wird Feifei aufbrechen in die Stadt Han-Nuo-Wei, zu Volker Lange.

Es sind nur sechs andere Kommilitonen aus ihrem Jahrgang, die sich gemeldet haben für den Einsatz in De-Guo , dem »Land der Tugend«. Die anderen wollten nicht. Kölner Silvesternacht, Anschlag auf dem Breitscheidplatz, Nazis, so gut wie keine Überwachungskameras – zu gefährlich. Ihr Bild vom Land der Tugend ist kein besonders positives. Es ist das Bild, das in China die Staatsmedien schaffen.

Feifei ist eine, die sich traut. In ihrer Familie ist sie die Erste, die studiert hat, »Medizinische Pflege«, ihre Eltern haben als Wanderarbeiter angefangen und sich in die untere Mittelschicht geschuftet, mit Eigentumswohnung in der Stadt. Für Feifei soll er nun weitergehen, der Weg nach oben. Sie kramt ihren Lebenslauf aus der Dokumentenmappe: erster Platz im Erste-Hilfe-Wettbewerb, erster Platz beim Nationalen Wettbewerb der Pflegewissenschaften, ein Jahr lang Deutsch gelernt, B2-Sprachtest für Fortgeschrittene bestanden. Sie sagt: »Wir müssen in die Welt rausgehen und neue Dinge lernen!«

Sie ist die perfekte »Meeresschildkröte«.

So werden in China die jungen Menschen genannt, die in die Welt ausschwärmen, um nach ein paar Jahren zurückzukehren. Eine Meeresschildkröte ist mit einer Mission unterwegs: nützliches Wissen und kluge Ideen aus dem Ausland nach China bringen. Die Meeresschildkröte ist das Arbeitstier, ohne das der chinesische Wirtschaftsboom der vergangenen Jahrzehnte nicht möglich gewesen wäre.

Die Chinesen haben sich vom Westen zeigen lassen, wie man moderne Autos konstruiert. Wie man Hochhäuser baut, Flughäfen, U-Bahnen. Wie man gigantische

Konzerne erschafft, Forschungsabteilungen, Internet-Suchmaschinen. Jetzt leben viele von ihnen – zumindest in den Großstädten – ein Alltagsleben wie in Europa oder den USA. Man könnte denken, die Meeresschildkröte hat ihren Auftrag erfüllt und kann zu Hause bleiben.

Wäre da nicht die Sache mit den Alten. Sie sind die Opfer des Booms, sie sind beim hektischen Aufbruch in den Kapitalismus zurückgelassen worden. Den jüngeren Chinesen, mit ihren 60-Stunden-Arbeitswochen und ihrem Streben nach Individualität, gelingt es immer weniger, die Gebote des Konfuzius zu befolgen. Die Alten bei sich aufzunehmen, für sie zu kochen, sie zu waschen, ihnen Zeit zu schenken. Für sie da zu sein.

Ihre Kinder: verhätschelt wie kleine Könige. Ihre Eltern: immer öfter allein.

Deshalb gehen jetzt Meeresschildkröten wie Wu Feifei auf Reisen, deswegen werden Kaderdelegationen in die Schweiz und nach Australien geschickt und deutsche Experten zu Konferenzen nach Peking geladen. In Deutschland mag, wenn es um Altenheime geht, oft von einer Krise die Rede sein – die Chinesen sehen unser staatliches Pflegesystem als Zukunftsmodell. So etwas brauchen sie auch. Und zunächst einmal müssen sie verstehen, wie es funktioniert.

Neulich, bei einem Essen ihr zu Ehren, sagte einer ihrer Dozenten zu Feifei: »Denk nicht nur an dein eigenes Fortkommen, sondern auch an dein Land!« Und, nur halb im Scherz: »Komm schnell zurück und eröffne ein schönes Altenheim, damit später für mich gesorgt ist.«

Feifei lächelte und blieb still. Später, an einem anderen Tag, erzählte sie, dass sie das wirklich wolle: in der Fremde so hart wie möglich arbeiten, so viel wie möglich lernen. Und dann nach China heimkommen und ein Pflegeheim aufbauen.

Sie scheint wirklich die perfekte Meeresschildkröte zu sein. Ein Geschenk für beide Seiten, für Volker Lange und für die Chinesen. Was soll da schon schiefgehen?

November 2018. Der Hausmeister und die Verwaltungschefin des Pflegeheims holen Feifei am Hamburger Flughafen ab. Nur Feifei, niemanden sonst. Die sechs anderen Pflegerinnen, die mit ihr hätten reisen sollen, saßen nicht im Flugzeug. Visum und Arbeitserlaubnis zu bekommen ähnelt einer komplizierten Staatsaktion, knapp ein

Jahr lang wanderten Dokumente zwischen den Behörden in Deutschland und China hin und her. In dieser Zeit hat sich eine der sechs verliebt, zwei haben einen Job in China angefangen, und bei den anderen haben sich die Eltern mit ihren Warnungen vor dem gefährlichen Deutschland durchgesetzt, erzählt Feifei später.

»Sehr mager«, diese Ausbeute, findet Volker Lange. Andererseits: Lange kennt das schon. Gesundheitsminister Spahn mag auf Werbetour nach Mexiko und in den Kosovo reisen, als wolle er dort persönlich Pflegekräfte einsammeln, er mag die Leute seines Ministeriums auf die Philippinen und auch nach China schicken – die deutsche Bürokratie geht die Sache an wie immer, irgendwas zwischen gründlich und gemütlich. Paragrafen kennen keinen Pflegenotstand.

Dann eben für den Anfang nur eine von 600. Dann eben nur diese Feifei, die in ihrem Social-Media-Profil ein neues Lebensmotto eingetragen hat, direkt unter ihrem Foto und auf Deutsch: »Wenn die Sehnsucht größer als die Angst wird, wird Mut.« Die einen schwarzen Daunenmantel trägt mit einem Aufnäher am Rückenteil: *»DREAM THE WORLD«*. Und die jetzt nicht in das neue Chinesenwohnheim zieht, weil Volker Lange sie nicht ganz allein in dem Riesenhaus unterbringen will, sondern in eine Mitarbeiter-WG auf dem Heimgelände. Feifeis Mitbewohner heißen Vladimir, Anja und Jan, sie kommen aus Serbien, Mazedonien und Slowenien und spielen gern bis vier Uhr morgens Darts. Außerdem mögen sie Elektromusik. Laute Elektromusik. *HEAR THE WORLD*.

Vladimir, Anja und Jan können Feifei nicht verstehen. Feifei versteht Vladimir, Anja und Jan nicht. Aus ihrem Zimmer blickt sie auf Bäume, Felder und ein rotes Backsteinhaus mit Werder-Bremen-Fahne im Fenster. Die Verwaltungschefin begleitet sie in einen Asia-Markt. Feifei kauft sich einen Reiskocher.

Ein Nachmittag einige Wochen nach ihrer Ankunft. Volker Langes Chef, der Geschäftsführer des Pflegekonzerns Burchard Führer, ist aus Dessau angereist, um Feifei zu begrüßen. Kleines deutsch-chinesisches Gipfeltreffen bei Volker Lange im Büro: forscher Geschäftsführer, schüchterne ausländische Pflegekraft, jovialer Heimleiter, die Journalistin der *ZEIT*.

Der Geschäftsführer wendet sich an Feifei: »Erzählen Sie Ihren Kollegen zu Hause in einem Video, wie schön es ist bei uns!« Wenn sie schon allein gekommen ist, kann die Chinesin ja vielleicht eine Art Influencerin sein.

Volker Lange kneift ihr in die Schultern. »Erst mal guckst du dir an, ob man bei uns überhaupt leben kann, nech. Sicher bin ich mir da nicht!«, ruft er und lacht.

»Die Welt ist ein Irrenhaus, und hier ist die Zentrale«, steht eingerahmt am Eingang zum Wohnbereich A. Feifei hat Frühschicht, es ist 7.30 Uhr. Sie begrüßt Herrn Engel – die Namen aller Heimbewohner in diesem Artikel sind aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes geändert – mit einer Umarmung. »Gut geschlafen?«, ruft sie laut und schlägt die Bettdecke auf. Herr Engel, 85 Jahre alt, hört kaum mehr und leidet unter Muskelschwund. Feifei führt ihn ins Bad und wäscht sein Gesicht mit einem Waschlappen. »Temperatur in Ordnung?« Herr Engel lächelt nur. Seine Tage verbringt er meist am Fenster, stundenlang steht er dort und schaut auf die Felder. Er kommt aus Ostdeutschland und ging früher oft rudern. Das hat Feifei aus seiner Akte erfahren. Herr Engel kann es ihr nicht mehr erzählen. Herr Engel ist dement, so wie alle anderen Senioren im Wohnbereich A.

Die Personalleitung hat Feifei für das geschlossene Demenzhaus eingeteilt, dort warte zwar »keine einfache Klientel«, dafür müsse Feifei – mit ihrem noch holprigen Deutsch – dort auch nicht so viel reden. Allerdings brauchen gerade Patienten wie Herr Engel, die viele Worte schon vergessen haben, die konstante Ansprache. Eine junge Chinesin, neu in Deutschland, und verwirrte Alte, verwurzelt im Gestern – es gibt günstigere Ausgangsbedingungen.

Feifei tut, was sie kann, und sie bringt ihre vielleicht wichtigste Ressource zum Einsatz: eifrige Fröhlichkeit. Am Vormittag treffen sich die Bewohner des Wohnbereichs A zum Kaffee. Waffelröllchen, Salzstangen, jemand stimmt *Hoch auf dem gelben Wagen* an, andere Senioren singen mit. Feifei wiegt ihren Körper im Takt des Liedes, danach singt auch sie: *Schnappi, das kleine Krokodil.* Vor Jahren ein Hit in China. Das einzige deutsche Lied, das Feifei kennt.

»Schön machst du das!«, lobt Frau Willems, 88 Jahre alt. Die Senioren klatschen. Man merkt Feifei an, wie sehr sie der Applaus freut.

Volker Lange, der Heimleiter, will später wissen: »Wie geht es dir?«

»Die Kollegen sind freundlich, und ich habe noch nicht viel zu tun«, antwortet Feifei höflich.

Fragt man die anderen Pflegekräfte nach der neuen Mitarbeiterin, dann zeigen sie sich zufrieden. Sie lege Kompressionsstrümpfe sorgfältig an, ihr medizinisches Können sei stark. Fragt man Feifei nach den Kollegen, dann zeigt sie sich verwundert darüber, wie müde und abgekämpft die wirken. Feifei ist für neun Senioren zuständig, die Arbeit falle ihr leicht, sagt sie, ihren Kopf könne sie dabei ausschalten. Die Einzelzimmer kommen ihr geräumig und sauber vor, die Gänge hell. Und das Beste an Deutschland sei dies: »Wird man krank, bekommt man weiter sein Gehalt gezahlt!«

Abends kocht sie in der WG trotz der Kälte draußen bei offenem Fenster, damit Vladimir, Anja und Jan nicht vom Knoblauchgeruch gestört werden. Sie scrollt sich durch Facebook und YouTube – in China verbotene Welten. Oder sie setzt sich vor den Fernseher und schaut deutsche Talkshows. Einmal geht es um die Abrechnungstricks von Krankenkassen. Feifei sieht Politiker, die wild durcheinanderreden. Sie versteht kaum ein Wort, aber dass in diesem Land die Meinungen so offen aufeinanderprallen, finde sie sehr interessant, sagt sie.

Sie erinnert sich an den Wunsch des Geschäftsführers, filmt sich selbst mit dem Handy und schickt das Video an die Vermittlungsagentur in China, die damals bei einem Infoabend an ihrer Hochschule für den Einsatz als Meeresschildkröte geworben hat. »Das größte Problem in Deutschland ist, dass es hier keine Probleme gibt«, sagt Feifei in dem Video.

Zu Hause in China ist alles nicht so entspannt, meint sie damit.

Wenn Wu Feifei während des Studiums mal die Zeit fand, ihre eigenen Großeltern zu besuchen, dann setzte sie sich in den Hochgeschwindigkeitszug, fuhr zwei Stunden, danach ging es im Bus an den immer gleichen Hochhaussiedlungen vorbei, bis auf einmal die Stadt aufhörte und eine Schotterpiste in ein Dorf führte. Verwitterte Ziegeldächer, rußschwarze Mauern. Läuft man selbst in dieses Dorf hinein, denkt man sich: So sah China vor vierzig Jahren aus. Vor dem großen Aufbruch.

Man stapft durch knöcheltiefe Pfützen und erreicht endlich das Haus von Oma und Opa Wu. Unter dem Dach nistet eine Schwalbenmutter mit ihren quiekenden Küken, gegenüber vom Kohleofen steht das Bett, darüber hängt ein vergilbtes Mao-Porträt. Oma Wu ist 83 Jahre alt und hat ein breites zahnloses Lächeln, Feifeis Großvater ist 86, geht an einer verrosteten Krücke und raucht Kette. Eine gelbe Kordel hält seine Hose zusammen. Im Kühlschrank müffelt es nach verschimmelten Resten.

Das ist der Ort, von dem Feifeis Mutter wegging, um ein besseres Leben zu finden, und alle anderen Jüngeren auch. Man sieht in diesem Dorf kaum jemanden unter sechzig. Immerhin wohnt Feifeis Tante zwanzig Autominuten entfernt, zweimal im Monat stellt sie Fleisch in die Tiefkühltruhe und bringt etwas Bargeld vorbei. Dann steigt sie wieder in ihr Auto und fährt weg.

»Ein alter Mensch in der Familie ist eine Kostbarkeit«, lautet ein traditionelles chinesisches Sprichwort. »Bekomme Kinder, und sie pflegen dich, wenn du alt bist«, geht ein anderes. Aber das sind eben nur Sprichwörter. Und Konfuzius ist auch schon lange tot.

»Ich bin doch nicht als Altersvorsorge auf die Welt gekommen. Kinder haben ein Recht auf ein eigenes Leben!« Das war Feifeis Meinung vor ihrem Aufbruch nach Deutschland, und sie ist nicht die Einzige, die so spricht. Es gibt jetzt zu viele andere Optionen. Aber ein Phantomschmerz ist geblieben. Da ist die beliebte Fernsehserie, deren Protagonistin ihren Job als Spitzenmanagerin kündigt, um ihren dementen Vater zu pflegen. Da ist das vor einigen Jahren verabschiedete »Gesetz zum Schutz der Rechte älterer Menschen«, das Chinesen verpflichtet, ihre Eltern »finanziell wie spirituell« zu unterstützen. Da sind all die Foren im Internet, in denen diskutiert wird, ob es vertretbar ist, seine Eltern ins Altenheim zu schicken.

Natürlich gibt es in China Altenheime. Es gibt sie in der Luxusversion, zum Beispiel das von einem Großinvestor betriebene »Friedliche und gesunde Zuhause« in Shanghai: mit Marmorböden, vier Restaurants, einer zehn Meter hohen Schmetterlingsskulptur in der Lobby, Aquarellkursen und Rundumpflege. Wer hier einziehen will, muss schon vorher 250.000 Euro hinterlegen.

Und es gibt sie in der Normalversion, zum Beispiel das an das Staatliche Krankenhaus Nr. 2 angeschlossene Heim in Feifeis Studienort Jinhua: fahles Neonlicht, kahle Gänge, Kotgestank. Für Körperpflege und andere Hilfsdienste sind die Ayis zuständig, Wanderarbeiterinnen vom Land. Sie haben keine Ausbildung, schlafen mitten im Heim auf Klappliegen hinter Vorhängen und sind so arm, dass sie manchmal den Alten das Essen wegnehmen. Wer nicht tut, was die Ayis sagen, wird an seinem Bett festgebunden. Auf der Warteliste für dieses Heim stehen 900 Senioren; anderswo warten 10.000 Menschen. Im ganzen Land fehlen schon jetzt neun Millionen Plätze in Pflegeheimen, schätzen Experten.

Man kann mit Oma und Opa Wu nicht über das Studium ihrer Enkelin und über Feifeis Einsatz als Meeresschildkröte reden. Alles zu weit weg. Aber eines weiß Oma Wu genau: »In ein Heim abgeschoben zu werden wäre eine Schande!«

Und zu ihren Kindern zu ziehen? »Die sind doch so selten zu Hause.« Solange sie ihr Gemüsefeld bestellen könne, bleibe sie hier in ihrem Dorf.

Hunderte Millionen Alte leben in China so wie Feifeis Großeltern, kein Land auf der Erde vergreist schneller als dieses. Früher waren es die staatlichen Geburtenplaner mit ihrer Ein-Kind-Politik, heute sind es die Großstädter mit ihrem Individualismus, die Folgen sind die gleichen: zu viele Alte, zu wenige Jüngere. Eine demografische Katastrophe. Und ein gigantisches Geschäftspotenzial.

Vor vierzig Jahren kamen die ersten Volkswagen-Manager aus Deutschland nach China und sahen ein riesiges Volk fast ohne Autos. Heute kommen ihre Nachfolger aus der Pflegebranche und sehen ein riesiges Volk fast ohne Altenheime. Volkswagen überzog das Land mit seinen Fabriken. Und jetzt? Appelliert das chinesische Arbeits- und Gesundheitsministerium an die Deutschen: Kommt her und investiert! Ein Pflegekonzern aus Berlin hat schon erste Heime eröffnet, mit importierten Betten und Wannen made in Germany. Die deutsche Pflegebranche ist kleinteiliger als die Autoindustrie, es dominieren immer noch freie Träger wie die Caritas und Mittelständler wie Burchard Führer. Aber auch dort kennen sie die Schätzung der Chinesischen Akademie der Sozialwissenschaften: Im Jahr 2030 wird das Geschäft mit Senioren 1,7 Billionen Euro wert sein.

Wenn Volker Lange und sein Geschäftsführer so hohe Hoffnungen in Wu Feifei setzen, dann nicht nur wegen des Pflegenotstands in Deutschland. Sondern genauso wegen des Pflegenotstands in China. Vielleicht kann eine wie Feifei ihnen irgendwie den Weg dorthin weisen, vielleicht kann sich die chinesische in eine deutsche Meeresschildkröte verwandeln? Zukunftsmusik. Aber die klingt gut.

Januar 2019. Silvester hat Feifei allein in ihrer WG verbracht, die Mitbewohner hatten andere Pläne. Die Flasche Sekt, die sie gekauft hatte, blieb ungeöffnet auf dem Fensterbrett stehen. Auf der Arbeit beginnt das neue Jahr damit, dass mehrere Kollegen ausfallen. Bei manchen sind die Kinder krank, Grippesaison. Einem ist gekündigt worden, weil er einen Bewohner über Nacht in dessen Zimmer eingeschlossen hat. Feifei rotiert jetzt zwischen Wohnbereich A, B und C. Manche der Senioren wiegen mehr als hundert Kilo, Feifei braucht eine halbe Stunde, um sie im Bett umzudrehen. Nachts schmerzt ihr Rücken. Feifei schläft nun mit einem Kissen unter der Hüfte.

Zimmer betreten. Bewohner begrüßen. Morgentoilette. Zähneputzen. Eincremen. Anziehen. Schuhe binden. Puls messen. Medikamente dosieren. Insulinspritzen vorbereiten. Verband legen. Trösten. Umarmen. Protokollieren.

Windelnwechseln.

Dauernd dieses Windelnwechseln.

Sie findet es furchtbar. Wozu hat sie denn einen Hochschulabschluss gemacht? In China muss sich keine examinierte Pflegefachkraft mit vollen Windeln abgeben – das ist Aufgabe der Ayis, der armen Wanderarbeiterinnen. Feifei sagt, sie habe damals beim Infoabend an ihrer Uni die Vermittlungsagentin gefragt, ob man in Deutschland die Arbeit der Ayis erledigen müsse. »Ihr macht sechs Monate Praktikum, danach habt ihr dieselbe Arbeit, wie ihr sie hier in China machen würdet«, sei die Antwort gewesen.

»Das war nicht die Wahrheit«, stellt Feifei fest. Es ist das erste Mal, dass sie sich über etwas beklagt.

Sie muss jetzt viele Wochenend- und Frühschichten übernehmen. Es kommt ihr vor, als drückten die anderen Pflegerinnen und Pfleger sich erfolgreich vor dem

Demenzhaus – der Heimleiter Volker Lange wird dazu später sagen, es sei eben so, »dass die Arbeit im Demenzhaus manchen nicht gefällt«.

Sie würde sich so gern mit den Senioren unterhalten, sagt sie. Aber nach zwei Minuten hätten die ja schon alles vergessen. Und wenn doch mal jemand ins Reden kommt und von seiner Vertreibung aus Schlesien erzählt, dann weiß Feifei nicht, was das sein soll, dieses Schlesien. Ihr Deutsch verbessert sich kaum. Oft tut sie sich bei Arbeitsbeginn schwer, die von den Kollegen hinterlassenen Schichtprotokolle zu verstehen.

Frau Bloch hat heute Nacht laut um Hilfe geschrien und die Türen der anderen Bewohner geöffnet.

Herr Stegmann hat sich komplett eingenässt. Jede Versorgung ist ein Kampf wie im Krieg. Er wird aggressiv und schlägt die anderen Bewohner.

»Herr Engel, bitte setzen an den Tisch!«, fleht Feifei beim Mittagessen. »Schwester Wu, ich will nach Hause«, sagt Frau Reichenbach, steht mit ihrer Brieftasche in der Hand an der verschlossenen Tür und wartet darauf, dass ihr verstorbener Ehemann sie abholt.

Natürlich habe sie Heimweh, sagt Feifei.

Wenn sie freihat, fährt sie mit der Straßenbahn nach Hannover und beobachtet die Menschen in der Uni-Bibliothek. Sie freundet sich mit einem syrischen Medizinstudenten an. Mit ihm übt sie von nun an Deutsch.

April 2019. Im Klassenzimmer der Pflegeschule in Delmenhorst bei Bremen sitzen mehr als zwanzig Menschen aus aller Welt. Sie lernen für die Fachkraftprüfung, damit ihre Abschlüsse aus dem Ausland in Deutschland anerkannt werden.*Aspirationsprophylaxe* schreibt die Dozentin an die Tafel. *Flüssigkeitskarenz .Blasenentleerungsschwierigkeiten.* Bei der Gruppendiskussion später sagt Feifei kaum etwas, hört aber aufmerksam zu, als die anderen von ihren Erfahrungen berichten. Der Iraner, der irgendwann in die kardiologische Pflegeforschung wechseln möchte. Der Mann von den Philippinen, der alle zum Lachen bringt, als er sagt: »Mein Ziel ist Heirat und deutscher Pass.« Der 59-

jährige Pole, der schon seit Jahren in Deutschland arbeitet und sich jetzt darüber beschwert, dass er sich um immer mehr Pflegefälle kümmern müsse.

Für niemanden in diesem Klassenzimmer scheint es die Erfüllung eines Lebenstraums zu sein, in einem Altenheim deutsche Senioren auf ihrem letzten Weg zu begleiten.

»Macht nicht so Spaß mit den Alten, ne«, sagt die Dozentin verständnisvoll. Sie ist Stationsleiterin an einer Delmenhorster Frauenklinik. »Den Verfall von Menschen zu sehen ist nicht für jeden. Schöner ist es, wenn es wieder aufwärtsgeht.«

In den Tagen und Wochen danach wird Feifei ins Nachdenken kommen. Sie wird Entgelttabellen des öffentlichen Dienstes studieren und erfahren, dass Anfänger dort für den gleichen Job 600 Euro mehr kriegen als die 2200 Euro, die sie in ihrem Vertrag stehen hat. Sie wird auch erfahren, dass andere Heimbetreiber Urlaubs- und Weihnachtsgeld zahlen. Sie wird hören, dass Altenpfleger in den Niederlanden noch viel mehr verdienen und in Skandinavien deutlich weniger Patienten zu versorgen haben.

Es ist wie bei einem Fußballtalent aus einem Dorf in Afrika oder Südamerika, das schüchtern zu einem Bundesliga-Club gewechselt ist und plötzlich merkt: Die brauchen mich ja. Wu Feifei kennt jetzt ihren Marktwert auf dem auch nicht gerade langsam alternden Kontinent Europa.

Sie besteht ihre Prüfung und wechselt weiter Windeln. Sie schickt keine netten Videos aus dem Altenheim mehr nach China, sondern Fotos vom Kölner Dom. Sie sagt, sie würde gern den Führerschein machen. Ihr Deutsch wird immer besser. Sie verliebt sich in einen chinesischen Studenten der Ingenieurwissenschaften, im Juni 2019 fliegen die beiden nach Barcelona. Sie sagt jetzt öfter Sätze wie diesen: »Alte Menschen sind langweilig.«

Im Seniorenheim lässt sie sich nur noch zum Arbeiten blicken. »Sie ist ganz schön flatterhaft«, sagt Volker Lange über Feifei. »Inzwischen ziemlich westlich eingestellt. Ihr Privatleben stellt sie obenan.«

Feifei sagt über Volker Lange: »Im ganzen Heim gibt's keine Klimaanlage. Nur bei ihm im Büro.« (Lange wird darauf später entgegnen, es gebe »Klimageräte für bestimmte Dienstzimmer«.)

Juli 2019. Jede Woche im vergangenen halben Jahr hat Feifei mit ihrer Mutter telefoniert, jede Woche hat die Mutter vor den vielen Terroristen in Deutschland gewarnt und gerufen: »Wozu habe ich eine Tochter geboren, wenn sie nicht an meiner Seite ist?« Und jede Woche hat Feifei ihre Mutter beruhigt. Jetzt fliegt sie auf Heimatbesuch nach Hause und erzählt fast nur Positives. Deutschland sicher, der neue Freund ein Chinese und kein »Ausländer« – große Erleichterung. Über die Arbeit habe sie zu Hause wenig erzählt, wird Feifei später berichten. Sie schämt sich, wegen dieser Sache mit den Windeln. »Keine chinesische Mutter würde ihre Tochter ins Ausland ziehen lassen, wenn sie wüsste, dass die dort die Arbeit der Ayis erledigen muss.«

Auf dem Campus ihrer alten Hochschule regnet es in Strömen, ihre ehemalige Dozentin rennt Feifei mit einem Regenschirm in der Hand entgegen wie einem Stargast. Drinnen in der Pflegefakultät warten bereits der Leiter und weitere Dozenten. Die Meeresschildkröte ist wieder da! Welche Nachrichten aus der Zukunft bringt sie mit? Fast scheint es, als sei Feifei jetzt die Lehrerin und als seien ihre Lehrer die Schüler. Alle halten ihre Notizblöcke bereit.

Der Fakultätsleiter eröffnet die Fragerunde. »Setzt ihr in Deutschland smarte Technologie ein? Intelligente Windeln? Medizinische Armbänder? GPS-Sender, damit sich die dementen Senioren nicht verlaufen?«

Da seien die Deutschen noch nicht so weit, sagt Feifei. Von ihnen könne man eher lernen, dass auch alte Menschen ein Recht auf Selbstbestimmung haben – was allerdings gegen Einsamkeit und Trostlosigkeit des deutschen Heimlebens auch nicht helfe.

Der Fakultätsleiter wirkt verwirrt.

»Musst du Doppelschichten machen?«, will jemand wissen.

»Nein! Bei uns gibt es einen strengen Arbeitsschutz.« *Bei uns.* »Außerdem sind die Mitarbeiter alle ständig krank oder haben Urlaub!«

Feifei lacht. Die Lehrer schütteln verwundert den Kopf. So ganz scheint man dieses Modell nicht auf China anwenden zu können. Alte Menschen sind keine Autos. Statt darauf zu hoffen, das eigene Land mit Pflegefabriken vollzustellen, deren Design man sich bei den Deutschen abschauen kann, werden die Chinesen wohl ihren eigenen Ausweg aus der Krise finden müssen.

In Laatzen bei Hannover sitzt Volker Lange in diesem Juli 2019 in seinem Büro, die Klimaanlage bläst ihm kühle Luft in den Nacken, in der Hand die Zigarette, unter dem Schreibtisch der Pudel. »Das ist alles Murks«, sagt er. Mit einer Chinesin allein könne er nichts anfangen. Und es sieht nicht so aus, als stehe doch noch die Invasion der Meeresschildkröten bevor. Aus dem nächsten Jahrgang in Jinhua hat überhaupt nur eine Studentin die Sprachprüfung bestanden. Volker Lange sagt: »Ich glaube erst wieder daran, dass die Chinesen kommen, wenn sie mit den Füßen in meiner Tür stehen.« Telefoniert man ähnlichen Pilotprojekten in Deutschland hinterher, stets mit großem Hurra angekündigt, dann stößt man überall auf enttäuschte Hoffnungen. Alles im Sande verlaufen.

September 2019. Feifei sitzt bei Volker Lange im Büro und bittet um eine Gehaltserhöhung, von 2200 auf 2450 Euro. Lange legt von sich aus noch mal 100 Euro drauf und hofft darauf, dass er sie halten kann.

Am 25. Oktober 2019, knapp ein Jahr nach ihrer Ankunft in Hannover, reicht Wu Feifei die Kündigung ein. Dann nimmt sie all ihren Mut zusammen und klopft noch einmal an die Bürotür des Heimleiters. Lange und Feifei werden das Gespräch später übereinstimmend wiedergeben. »Ich wurde von Ihrer Firma und der Vermittlungsagentur getäuscht«, sagt sie. »Niemand hat mir gesagt, dass ich Windeln wechseln und mit Dementen arbeiten muss. Das ist respektlos. Meine Eltern wissen nichts davon. Ich habe studiert. Ich gehe jeden Tag mit schlechter Laune zur Arbeit. Ich möchte nicht mehr.« Lange hört ihr schweigend zu und unterschreibt den Kündigungsbrief. Er versucht nicht, sie umzustimmen.

Die Geschichte der Meeresschildkröte Wu Feifei ist eine verwickelte Sache, aus ihr lassen sich verschiedene Lehren ziehen. Die pessimistische geht so: Die Deutschen können sich in China oder Mexiko oder auf dem Mond auf die Suche machen nach

den motiviertesten Fachkräften mit den besten Pflege-Genen – es nützt nichts, sie einfach hierher zu verpflanzen. Da werden immer Enttäuschungen sein, über Windeln, die gewechselt werden müssen, über Worte und Sätze, die nicht verstanden werden, über die eigenen Nöte und Stärken, die von der anderen Seite übersehen werden.

Von den 10.400 Pflegefachkräften aus dem Ausland, deren Abschlüsse 2018 in Deutschland anerkannt wurden, dürfte heute nur ein Bruchteil in einem Altenheim arbeiten. Und daran wird sich nichts ändern, solange sich am System nichts ändert. Das ist jedenfalls das Fazit des Heimleiters Volker Lange aus seiner Erfahrung mit Feifei: »Mit Ausländern werden wir das Problem nicht lösen, wenn es in Deutschland keine besseren Arbeitsbedingungen in der Pflege gibt.« Er könne Feifei verstehen, sagt Lange.

In dem leeren Raum, in dem er schon seine Chinesen Karaoke singen sah, steht heute Gerümpel. An den Regalen hängen Spinnweben.

Man kann diese Geschichte auch mit einem optimistischen Ende erzählen. Man würde dann berichten, dass Feifei ein Zimmer in einer WG in Hannover gesucht und gefunden hat. Dass sie Ikea-Kommoden mit pinker und blauer Farbe bestrichen und Fotos ihrer ersten eigenen Einrichtung an die Eltern in China geschickt hat. Dass auf dem Sperrbildschirm ihres Handys jetzt ein Bild von Hannovers Altstadt leuchtet.

Es wäre die Geschichte einer Frau, die sich von ihrem Dasein als chinesische Meeresschildkröte emanzipierte und im Westen ein eigenes Leben fand.

Und sogar dem deutschen Gesundheitssystem ist sie erhalten geblieben.

Seit Dezember 2019 arbeitet Feifei in der Sophienklinik in Hannover. Als Krankenpflegerin. Beim Vorstellungsgespräch habe sie sich geradezu umgarnt gefühlt, so freundlich sei die Personalchefin gewesen. »Auf welcher Station würden Sie denn gern arbeiten?«, sei sie gefragt worden. Drei Tage später war der Vertrag da: 2900 Euro brutto, HNO-Station. »Dort bleiben die Patienten kurz, jeden Tag kommen neue«, sagt Feifei. Keine Frau Willems. Kein Herr Engel. Keine Frau Reichenbach. »Und es gibt keine Windeln.«

Irgendwann möchte Feifei Kinder mit ihrem Freund haben und nach China zurückgehen. Ein Altenheim wolle sie dort nicht mehr eröffnen, sagt sie. Stattdessen wolle sie ihre Eltern pflegen. Das wolle sie nun unbedingt selbst machen.

Alles schmilzt

Es war einer der wärmsten Sommer in Grönland. 320 Gigatonnen Eis wurden zu Wasser. In dem Dorf Ilulissat erleben die Menschen die Folgen des Klimawandels vor der Haustür. Und die Inuit erfinden ein neues Wort: Uggianaqtuq - sich seltsam verhalten

Von Marius Buhl, Der Tagesspiegel, 17.11.2019

Im Hafen von Ilulissat, einem Ort an der Westküste Grönlands, drückt am Ende dieses viel zu warmen Sommers ein junger Mann den Gashebel seines Motorboots durch und schießt hinaus auf den Arktischen Ozean. Vor ihm auf dem Wasser türmen sich die Eisberge, blau schimmernde Riesen in der Nachmittagssonne, von denen sich dann und wann ein Brocken löst und ins Wasser kracht.

Einhändig steuert der Mann sein Boot vorbei an Schollen, die auf dem Wasser treiben wie riesige Scherben. Ole Kristiansen, 31 Jahre alt, Inuit, ist von Beruf Jäger, wie schon sein Vater und dessen Vater es waren. Ein kleiner Mann mit feinen Gesichtszügen, Brille und Schnurrbart, der keine Handschuhe trägt, obwohl der Fahrtwind seine Hände blau färbt. Meist schweigt er, die braunen Augen starr aufs Wasser gerichtet. Plötzlich bremst Kristiansen das Boot, greift nach einer rostigen Flinte, geht ein paar Schritte zur Reling, legt die Flinte an und schießt im Stehen auf einen kaum auszumachenden schwarzen Punkt in der Ferne. Eine Ringelrobbe.

Der Schuss prallt als Echo vom Eisberg zurück. Wasser quirlt. Färbt es sich rot, ist die Robbe tot. Dann muss er sie zu fassen kriegen, bevor sie zum Meeresboden sinkt. Kristiansen kneift die Augen zusammen. Das Wasser bleibt blau.

Die Arktis erwärmt sich doppelt so schnell wie der Rest der Erde

Ole Kristiansen ist einer von 55.000 Menschen, die auf Grönland leben, der größten Insel der Welt. Kristiansen ist ein typischer Grönländer: Er lebt von dem, was die Natur ihm gibt, meistens Ringelrobben oder Heilbutt, den er vor der Küste angelt. Jeden Morgen blickt er nach dem Aufstehen zuerst aus dem Fenster und beschließt, was der Tag für ihn bringen wird. „Ist das Wasser blau, fahre ich raus, ist es schwarz, bleibe ich drin“, sagt Kristiansen. Schon sein Vater und dessen Vater hätten es so gemacht, sagt er, was hätten sie auch tun sollen, in dieser blaugrauen Eishölle wuchsen schließlich keine Erdbeeren, die sie hätten ernten können. Heute ist manches anders.

Ole Kristiansen schießt Ringelrobben, er lebt von der Jagd und vom Fischen.Foto: Marius Buhl

„Ground Zero“ des Klimawandels, so bezeichnen Wissenschaftler Grönland. An kaum einem Ort sind die Konsequenzen dramatischer. Die Arktis erwärmt sich doppelt so schnell wie der Rest der Erde, in Südwestgrönland stieg die Durchschnittstemperatur in den vergangenen sieben Jahren um drei Grad. Im Sommer 2019, einem der wärmsten seit Beginn der Messungen, schmolzen auf der ganzen Insel 320 Gigatonnen Eis – das würde siebenmal den Bodensee füllen. Schmilzt der grönländische Eisschild eines Tages komplett, steigt der Meeresspiegel um sieben Meter.

Die Grönländer spüren die Erderhitzung als komplexe Realität

Doch während Forscher beständig neue Messungen aus dem Innern des Eisschilds liefern, Kinder auf der ganzen Welt demonstrieren und Erwachsene Greta Thunberg beleidigen, spüren die 55.000 Grönländer die Erderhitzung längst als komplexe Realität. Wie sich ihr Leben verändert? Nirgends lässt sich das besser beobachten als in der Heimat des Fischers Ole Kristiansen, Ilulissat.

4500 Einwohner leben hier, Grönlands drittgrößte Siedlung liegt an der Westküste, rund 250 Kilometer nördlich des Polarkreises. Die bunten Holzhäuser bauen sie auf blanken Gneis, weil der Permafrost den Boden so hart macht, dass man darin nicht graben kann. Die Gräber für die Toten heben sie im Sommer aus, sie müssen schätzen, wie viele im Winter sterben werden.

Hier, wo Männer am Hafen von der gestrigen Eisbärjagd erzählen, während Cafés, betrieben von Ausländern, American Cheesecake verkaufen, wo Fischer auf Robben schießen, während sich der Ort zur Hauptdestination des lokalen Tourismus entwickelt, kann man den Wandel der grönländischen Gesellschaft, angetrieben vom Klimawandel, wie unter einem Brennglas beobachten.

"Überall wird gebaut, das nimmt kein Ende"

Wie es dazu kam, das lässt man sich am besten von einem Grönländer erklären, zum Beispiel von Jens Pele Petersen, dem Briefträger des Örtchens. Täglich holt er Pakete vom Flughafen ab und bringt sie den Dörflern nach Hause. Petersen ist ein großer Mann mit festem Händedruck und eisklaren Augen, auf die er sehr stolz ist. „Hast du meine blauen Augen gesehen?“, fragt er. „Untypisch für einen Grönländer, aber ich bin zu 100 Prozent Inuit.“ Petersen sagt, dass er immer halte, wenn er Touristen sehe, die vom Flughafen ins Dorf müssen. „Die sparen sich das Geld fürs Taxi, und ich erfahre etwas über die Welt da draußen.“

Einhändig steuert er das Auto durch Ilulissat, hebt hier und da die Hand und grüßt. Eigentlich sind viel zu viele Autos unterwegs auf den Straßen des Dorfs dafür, dass man

von einem Ende zum anderen zu Fuß nur 15 Minuten bräuchte und die Straßen außerhalb des Dorfs einfach aufhören. Aber seit der Wohlstand hier wachse, sagt Petersen, führen eben immer mehr Leute Auto. „Man sucht sich eins aus im Katalog, das kommt dann Wochen später mit dem Schiff.“ Hat er auch so gemacht. An jeder zweiten Ecke zeigt Petersen auf einen Kran. „Überall wird gebaut“, sagt er, „das nimmt hier kein Ende.“

Um zu erklären, warum aus Ilulissat das grönländische Dorf wurde, das sich am drastischsten verändert, fährt der Briefträger auf einen Hügel am Dorfrand, von dem aus man einen Blick auf eines der atemberaubendsten Naturphänomene der Welt hat: den Kangia Eisfjord.

Der Kangia, 1000 Meter tief, existiert, weil landeinwärts einer der schnellsten Gletscher der Welt, der Sermeq Kujalleq, unablässig ins Wasser kalbt und damit wie am Fließband Eisberge und Skulpturen produziert, die an Ilulissat vorbei auf den Ozean ziehen. Einst trieb ein Koloss aus diesem Fjord, der Tausende Kilometer weiter südlich vor Neufundland auf ein Schiff prallte, die Titanic.

An manchen Sommertagen halten drei Kreuzfahrtschiffe vor Ilulissat

Der Eisfjord war es auch, der Ilulissat 2004 erhöhte Aufmerksamkeit bescherte: Die Unesco ernannte ihn zum Weltnaturerbe. 2007 besuchte Angela Merkel den Ort, im roten Parka bestaunte sie die schmelzenden Eisberge, die Bilder gingen um die Welt. In den vergangenen Jahren ist der Kangia noch mal kurz gewachsen, was Experten aber nicht als Trendwende verstanden wissen wollen. Den langfristigen Rückgang des Eises beeinflusse das nicht.

Früher interessierten sich höchstens Polarforscher und Extremsportler für diesen lebensfeindlichen Winkel Erde, heute halten an manchen Sommertagen drei Kreuzfahrtschiffe gleichzeitig vor Ilulissat. Dann strömen 5000 Menschen durchs Dorf, mehr als es Einwohner hat. Die Touristen, so erklärt es sich die grönländische Tourismusbehörde, kommen, weil sie einen letzten Blick erhaschen wollen auf das

schmelzende Eis. In diesem Sommer stiegen viele im T-Shirt vom Schiff. Das Thermometer kletterte bis auf ungewohnte 20 Grad.

Hier prallen Welten aufeinander: Cheesecake und Robbensuppe

In der Fischerei am Dorfplatz hängen jetzt Fotografieren-verboten-Schilder, zu gierig sind die Fremden auf Fotos von Robben- und Walfleisch. Doch die Fischerei ist nur ein letzter Ort des Widerstands. Draußen hinter den Fensterscheiben sprießen die Hotels und die Guest Houses, die Cafés und die Expeditionsanbieter. Und die Touristen, die davor Schlange stehen, bringen nicht nur ihre neu gekauften Outdoorjacken mit, sondern auch ihre Vorstellungen vom Leben. Seitdem prallen hier Welten aufeinander. Cheesecake und Robbensuppe.

Es ist ein Globalisierungsdrama, das sich in Ilulissat abspielt, angetrieben vom Klimawandel. Im Norden der Stadt bauen sie schon einen neuen Flughafen, ab 2023 sollen Touristen per Direktflug hier landen können. Ein neues Kapitel beginnt. Die Frage ist, wer darin die Hauptrolle spielt.

Der Briefträger Jens Pele Petersen hat zum Abendessen eingeladen. Vorher steuert er seinen Wagen aber noch schnell zum Supermarkt Pisiffik, wo er Gemüse und Obst kauft, Salat und Hackfleisch. Der Salat, sagt er, kostet 50 Kronen, fast sieben Euro. Er kommt mit dem Schiff aus Europa, zweimal die Woche.

Am Vortag hat ein Jäger aus dem Dorf einen jungen Eisbär geschossen

Zu Hause deckt er den Tisch, seine Frau Ane kocht Spaghetti Bolognese. Wie er arbeitet sie bei der Post, als seine Vorgesetzte. „Meine Chefin, daheim und bei der Arbeit“, sagt Jens Pele und lacht. Der Sohn der beiden, Kenny, zockt auf dem Smartphone Fortnite im Kinderzimmer, er spreche wegen des Spiels schon heute besser Englisch als sein Vater. Jens Pele Petersen führt durchs Haus, Licht flutet das weiße Holz, im Flur steht ein Hometrainer, in der Küche ein Eiweißshake. Bei Facebook, Petersen postet fast täglich, zeigt er Bilder von einer Hütte, die er außerhalb des Dorfs baut, um dort die wärmer werdenden Sommer genießen zu können.

Eigentlich seien im Dorf zu viele Autos unterwegs, sagt der Postbote Jens Pele Petersen.Foto: Marius Buhl

Beim Essen unterhalten sich die Petersens über den Eisbär, den ein Jäger aus dem Dorf am Vortag geschossen hat. Ane sagt, sie könne das nicht verstehen, viel zu jung sei das Tier gewesen. „Im Dorf würden wir das aber nicht laut sagen“, sagt Jens Pele. „Unsere Meinung ist dort nicht so populär.“

Auch das muss er sein, der Klimawandel, dieser Gedanke kommt einem unweigerlich, wenn man mit dieser modernen Familie am Abendbrottisch sitzt. Er lässt das Eis schmelzen und macht damit kurz vor dem Nordpol ein Leben möglich, in dem Eiweißshakes und Sommerhäuser eine größere Rolle spielen als die Eisbärenjagd. Ist das gut?

Sechs Prozent der Rohölreserven vermuten Experten in der Arktis

Nicht wenige auf Grönland – auch die Petersens – sehen das so. Der Klimawandel, argumentieren sie, sei eher Chance als Bedrohung. Und das nicht nur im Privaten.

Als Donald Trump neulich davon sprach, Grönland kaufen zu wollen, hatte das, bei aller Absurdität der Idee, einen Grund. 90 Milliarden Barrel Rohöl vermuten Experten in der Arktis, gut sechs Prozent der weltweiten Reserven, außerdem rund 25 Prozent der noch nicht erschlossenen Erdgasreserven, besonders in zwei Becken vor Grönland könnte sich die Förderung lohnen. Über 50 Abbaulizenzen erteilte Grönland in den vergangenen Jahren an ausländische Investoren: Gold, Nickel, Kupfer.

Im Süden der Insel, bei der Siedlung Narsaq, liegt eine der weltgrößten Uranminen, ein chinesisch-australisches Baukonsortium will sie ausbeuten, außerdem die extrem wertvollen seltenen Erden, nach denen die Welt lechzt, weil sie in Smartphoneplatinen und Hybridautos verbaut werden. Dazu kommen unermessliche Sandreserven. Die Welt steht Schlange, um die Ressourcen Grönlands abzubauen.

Die Bevölkerung will unabhängig werden von Dänemark

Grönland wiederum verfolgt einen eigenen Plan. Größter Wunsch der Bevölkerung, das sagen Jens Pele Petersen und der Fischer Ole Kristiansen genauso wie alle Erhebungen zu dieser Frage, ist die vollständige Unabhängigkeit von der einstigen Kolonialmacht Dänemark. Das Problem: Jährlich überweist Dänemark 470 Millionen Euro – etwa zwei Drittel des grönländischen Budgets. Um sich von Dänemark loszusagen, müsste Grönland auch finanziell unabhängig werden. Bergbau, Landwirtschaft, Tourismus: Ausgerechnet der Klimawandel könnte am Ende die Unabhängigkeit bringen.

Doch das ist nur die eine Seite. Im Wohnzimmer der Petersens erzählt Ane auch von den negativen Aspekten des Klimawandels. Sie zeigt ein Bild, das in ihrem Flur hängt. Der Mann darauf lächelt freundlich, das Bild ist schwarz-weiß. Es ist Anes Vater, er starb vor ein paar Jahren bei einem Unfall.

Im Sommer 2019 schmolzen 320 Gigatonnen Eis - das würde siebenmal den Bodensee füllen.Foto: Marius Buhl

Ihr Vater sei gerade mit dem Schneemobil auf dem Meereis unterwegs gewesen, erzählt Ane, als er feststellte, dass eine Scholle gebrochen war und zu sinken begann. Er drückte den Gashebel durch, wollte sich vor dem Ertrinken retten, kollidierte dabei mit einem zweiten Schneemobilfahrer, flog durch die Luft und schlug heftig auf. Er starb am Unfallort.

Das Meereis ist auch eine soziale Brücke

Das Meereis ist Lebensgrundlage und Symbol für das traditionelle grönländische Leben. Über Jahrtausende schirmte es die Arktis im Winter ab vor jedem Einfluss. Es blockierte das Meer und damit die Schiffe, die Ilulissat über sechs, sieben Monate nicht mehr erreichten. Kein Salat, keine Orangen. Dafür zogen die Fischer tagelang über das gefrorene Wasser und jagten Robben, Eisbären, Rentiere. Oder besuchten, weil es keine Straßen gibt, über den Meeresweg Verwandte in anderen Siedlungen. Das Eis auch als soziale Brücke.

Im Dorf trifft man eine Menge Menschen, die vom gefrorenen Meer reden können wie von einem Vater, der im Sterben liegt. Ove zum Beispiel, auch er Fischer, 76 Jahre alt.

Ein kleiner, gebückt gehender Mann, der gerade auf eine Leiter klettert, um Heilbutt zum Trocknen an seinem Haus aufzuhängen. „Früher sind wir bis spät im Frühling mit Schlittenhunden aufs Meer gefahren“, sagt Ove. „Heute haben wir Glück, wenn sich ein bisschen Eis bildet. Aber meist ist es zu dünn, um darauf zu gehen.“

Geht die Sonne vor Grönland unter, reflektiert das Eis das abnehmende Licht wie eine gigantische Spiegelfäche. Foto: Marius Buhl

Mit dem Eis verschwinden die Schlittenhunde, eine der ältesten Hunderassen der Welt. Siedler, die von Kanada aus einst nach Grönland kamen, brachten sie mit. Bis heute gibt es auf Grönland den sogenannten Hundeäquator im Süden der Insel. Nördlich dieser überlieferten Grenze dürfen ausschließlich Schlittenhunde gehalten werden, um eine Vermischung der Rassen zu verhindern.

Die Schlittenhunde trauen sich nicht mehr auf das dünne Eis

Als das Meereis stabil genug war, waren die Schlittenhunde den Grönländern das wichtigste Fortbewegungsmittel. „Die Hunde“, sagt Ove, „spürten, wo das Eis dick genug zum Laufen ist.“ Heute weigerten sie sich oft, das dünne Eis überhaupt zu betreten.

Einst lebten mehr als 6000 Schlittenhunde in Ilulissat, ihr Heulen drang nachts durchs Dorf. Heute leben hier nur noch knapp 2000. Viele Jäger erschossen ihre Hunde gar, weil sie nicht mehr für sie sorgen konnten. Die übrigen leben nicht wie früher mitten im Dorf, sondern müssen wegen der vielen Autos, die heute durch Ilulissat fahren, in Zwingern außerhalb gehalten werden. „Mit den Hunden erlischt das Leben, mit dem ich groß geworden bin“, sagt Ove.

Doch nicht nur Meereis und Schlittenhunde verschwinden. Auch die Sprache der Grönländer, bildhaft und beschreibend, ist dem Klimawandel ausgesetzt. Das Wort „Isersarneq“ zum Beispiel. Es bedeutet: „Dies ist ein Wind im Fjord, der vom Meer her kommt und es schwermachen könnte, nach Hause zu kommen, aber wenn man aus dem Fjord herauskommt, ist das Wetter angenehm.“ Weil das Wetter unberechenbar geworden ist, Winde sich drehen, ergeben manche Begriffe heute keinen Sinn mehr.

Der Klimawandel bedroht die grönländische Tradition des Jagens

Dafür erfinden die Inuit nun manches Wort neu. „Uggianaqtuq“ zum Beispiel. Es bedeutet „sich seltsam verhalten“. Das Wort meint das veränderte Klima – und die Menschen, die nicht wissen, wie sie darauf reagieren sollen.

Wenig war bislang bekannt über die psychologischen Auswirkungen des Klimawandels. Die erste repräsentative Studie erhob in diesem Sommer Kelton Minor, Soziologe an der Universität Kopenhagen. Der Greenlandic Perspectives Survey (GPS) untersucht den Blick der Grönländer auf den Klimawandel – und Minor fand Erstaunliches heraus. Rund 92 Prozent der Befragten sind laut Studie überzeugt, dass der Klimawandel eine Tatsache ist, nur 1 Prozent glaubt das nicht. 76 Prozent der Grönländer bestätigten, die Auswirkungen des Klimawandels im Alltag persönlich zu spüren. Drei von vier Familien gaben an, noch immer von der Jagd zu leben – knapp zwei Drittel befürchten aber, dass der Klimawandel der Tradition des Jagens schaden wird.

Bei manchen Inuit gibt es Anzeichen posttraumatischer Belastungsstörungen

Auch Dr. Courtney Howard, Notärztin in der kanadischen Arktis, erforscht die Folgen des Klimawandels für die Grönländer. Sie sagte jüngst dem „Guardian“, der Klimawandel führe bei manchen Inuit zu Angstzuständen und einer Form von ökologischer Trauer, weil sie ihre Heimat verlören. Bei manchen Inuit mache sie gar Anzeichen von posttraumatischer Belastungsstörung aus, sagt Howard. Die ökologische Katastrophe – auf Grönland hat sie längst eine kulturelle ausgelöst.

Von den Abgründen einer Gesellschaft im Wandel kann auch Simone Petersen aus Ilulissat erzählen. Petersen, nicht verwandt mit Briefträger Jens Pele Petersen, ist Dänin, eine Frau mit orangefarbenen Haaren. Sie geht gerade eine Stichstraße hinauf zu einer Wiese, auf der sie drei Schlittenhunde hält. Aus einer Plastiktasche holt Petersen drei ganze Fische und wirft sie den Hunden hin. Dann öffnet sie einen Verschlag, in dem fünf Welpen tollen.

Während Petersen die Welpen füttert, erzählt sie. Bei einer Reise nach Grönland verliebte sie sich 2008 in einen Jäger aus Ilulissat, Knut, zwei Monate später zog sie her. „Wir hatten 16 Hunde und waren glücklich“, sagt sie. Vor drei Jahren starb Knut an einem Aneurysma. Simone beschloss, auch ohne ihn hierzubleiben.

Sozialarbeiterin Simone Petersen mit einem Schlittenhundwelpen. Früher lebten mehr als 6000 Hunde in Ilulissat, heute sind es nur...Foto: Marius Buhl

In Ilulissat arbeitete sie sechs Jahre lang als Sozialarbeiterin in einem Waisenheim. „Viele Kinder, die ich dort betreute, haben ihre Eltern durch Gewaltverbrechen verloren“, sagt sie. „Andere wurden misshandelt, oder die Eltern haben sich umgebracht.“

Die hohe Suizidrate, sie ist siebenmal so hoch wie in Deutschland, macht Petersen zu schaffen. Im Waisenheim arbeitete sie zusammen mit einer Kollegin, die vier Söhne hatte – alle brachten sich um. „Wenn einer beginnt, zieht sich das oft durch die ganze Familie“, sagt sie. Die Motive seien vielfältig. „Von einem Jungen weiß ich, dass seine Freundin ihn verlassen hatte, das reichte ihm schon.“

Viele Grönländer hätten nie gelernt, mit Problemen umzugehen, glaubt Petersen. Andere seien schlicht überfordert mit dem radikalen Wandel, der hier gerade passiere.

Lohn erhalten ist für manche gleichbedeutend mit einem dreitägigen Saufgelage

„Wenn Arbeitnehmer auf Grönland Lohn erhalten, was alle zwei Wochen passiert, kann man bei manchen davon ausgehen, dass sie am Montag darauf nicht zur Arbeit erscheinen“, sagt Petersen. Lohn erhalten sei für manche gleichbedeutend mit einem dreitägigen Saufgelage. In dieser Zeit passierten auch die meisten Verbrechen.

Über diese Unzuverlässigkeit sprechen nach einer Weile fast alle, die man in Ilulissat fragt, Ausländer wie Grönländer selbst. Simone Petersen sagt, dass man nichts verstehe, wenn man mit einem deutschen oder dänischen Blick auf die Probleme der Grönländer schaue. „Vieles, was wir in Europa für normal halten, gilt hier nicht.“ Der Tag ihres Freundes Knut beispielsweise habe nie nach dem Wecker begonnen. Er sei aufgewacht, wann er eben aufgewacht sei, dann sei er zum Fenster gegangen und habe sich das Wetter angesehen. Gejagt habe Knut nur, wenn er etwas zu essen brauchte. Die Beute verkaufen, Geld verdienen, den Wohlstand mehren – „das war ihm völlig fremd“.

Einmal sei er mit Touristen verabredet gewesen für eine kleine Bootstour. Als er zur vereinbarten Zeit noch zu Hause war, habe Petersen ihn gefragt, ob er nicht losmüsse. „Die sehen doch, dass das Meer schwarz ist, da fährt man nicht raus“, habe Knut ihr geantwortet.

Unweigerlich kommt einem der Robbenjäger Ole Kristiansen wieder in den Sinn. Als dieser nach 13 Schüssen noch immer keine Robbe getroffen hatte, fuhr er vergnügt wieder in den Hafen ein. Als er das Boot vertäute, sagte er: „Ich mache ein paar Tage Pause mit dem Jagen, ich habe gerade genug zu essen.“

Einige haben den kapitalistischen Zeitgeist verinnerlicht

Simone Petersen beginnt zu lachen, erzählt man ihr diese Geschichte. „Genauso hätte es Knut auch gesagt“, sagt sie. Aber natürlich seien längst nicht mehr alle Grönländer so. Es gebe einige, die den neuen, kapitalistisch geprägten Zeitgeist verinnerlicht hätten. Menschen wie Carl Sandgreen.

Sandgreen trifft man in Ilulissat mehrfach am Tag, ständig ist er auf dem Weg irgendwohin. Eines Morgens steht er am Hafen, ein kleiner, braungebrannter Mann in dickem Wollpulli. Gerade macht er sein Boot los, weil er auf dem Meer Eis sammeln möchte fürs schicke Hotel „Hvide Falk“. Die benutzen das klare Gletschereis für Cocktails, „Touristen finden das cool“, sagt Sandgreen und zuckt mit den Schultern.

Carl Sandgreen war mal Jäger, er hat im Hotel Arctic an der Rezeption gearbeitet, als Angela Merkel dort abstieg. Und er hat, davor schon, Mathematik und Wirtschaftswissenschaften studiert in Nuuk, der grönländischen Hauptstadt. Heute ist Sandgreen in Ilulissat nicht nur wegen seines Studienabschlusses eine Besonderheit: Er arbeitet als Guide für Touristen – als einer der wenigen Grönländer.

Sandgreen gründete sein Unternehmen „Ilulissat Water Safari“, als er vom neuen Flughafen hörte, der 2023 fertig sein soll. Da begriff er, dass das alte Leben in Ilulissat vorbei war. Und er beschloss, das Beste daraus zu machen.

Täglich fährt er Touristen raus zu den Walen, er geht mit ihnen jagen oder erklärt ihnen die Eisberge im Fjord. „Der Klimawandel ist für mich kein Feind“, sagt Sandgreen. „Sondern eine Veränderung, an die ich mich anpassen muss. Gerade wir Grönländer sind eigentlich Meister darin, uns mit rauen Bedingungen zu arrangieren.“

Oft seien es Dänen, die in Grönland was zu sagen haben

Das Geschäft laufe gut, sagt er, gerade habe er ein zweites Boot und ein Schneemobil gekauft, bald könne er jemanden einstellen. Einen Grönländer am liebsten. Er hat einen Verband gegründet, in dem sich grönländische Unternehmer austauschen können, momentan suchen sie nach einem Clubhaus. Bei der nächsten Kommunalwahl will er sich aufstellen lassen, auf Facebook postet er regelmäßig, was ihn stört in Ilulissat.

Unternehmer Carl Sandgreen arbeitet als Guide für Touristen. Seine Firma heißt „Ilulissat Water Safari“.Foto: Marius Buhl

„Die Leute, die vor Ort was zu sagen haben, sind alles Dänen“, sagt Sandgreen. „Der Chef der Airline, die Chefs der Supermärkte, des Hotels Arctic.“ Besonders die dänischen Guides nerven ihn. Viele seien Studenten, die für einen Sommer kämen und

Touristen dann den Eisfjord oder die Wale erklärten. „Dabei könnten wir Grönländer doch viel detaillierter von unserer Heimat berichten."

Wird eines Tages aus Grönland ein ganz normales Land?

Aber, sagt Sandgreen, es bringe nichts, auf die anderen zu schimpfen. Wenn der Klimawandel für die Grönländer tatsächlich eher Chance als Bedrohung sein solle, „dann müssen wir aufwachen!" Sandgreen sieht es so: Gerade werde ein gigantischer Kuchen verteilt. Entweder man stehe auf und beanspruche lautstark den eigenen Anteil – oder der Teller sei bald leer und Grönland noch immer abhängig vom Geld Dänemarks. Das wäre der worst case. „Unsere Unabhängigkeit beginnt im Kopf", sagt er.

Als er vor die Tür tritt und in seinem Auto davonfährt, färbt sich der Himmel über dem Hotel „Hvide Falk" bereits rot, später am Abend wird daraus ein dunkles Orange, schließlich ein stechendes Lila, als hätte jemand den Sättigungsregler der Farben ins Unnatürliche überdreht. Es ist das Eis, das die Sonnenuntergänge auf Grönland so strahlen lässt, weil es die Farben reflektiert wie ein gigantischer Spiegel. Die Eisberge draußen auf dem Kangia, sie scheinen jetzt zu glühen. Ist das Eis erst geschmolzen, wird es diese Sonnenuntergänge nicht mehr geben. Dann wird aus Grönland, der Eiswüste, eines womöglich gar nicht allzu fernen Tages ein ganz normales Land.
Im Süden wachsen schon die ersten Erdbeeren.

Herr Leyendecker, haben Sie einen Informanten erfunden und damit eine Staatsaffäre ausgelöst?

1993 berichtete der »Spiegel« über eine vermeintliche »Hinrichtung« des RAF-Terroristen Wolfgang Grams durch Polizisten. Der verantwortliche Reporter: Hans Leyendecker. Ein Gespräch über seine geheime Quelle, einen anonymen Anrufer und Fehler im Journalismus

Von Holger Stark und Heinrich Wefing, DIE ZEIT, 16.01.2020

DIE ZEIT: Herr Leyendecker, träumen Sie manchmal noch von der *Spiegel*-Titelgeschichte »Der Todesschuß«? In dem Artikel haben Sie 1993 unter Berufung auf einen nicht namentlich genannten Polizeibeamten behauptet, das RAF-Mitglied Wolfgang Grams sei in Bad Kleinen von Beamten hingerichtet worden, der damalige Bundesinnenminister trat daraufhin zurück, der Generalbundesanwalt wurde abberufen. Später hat sich die Geschichte als falsch herausgestellt.

Hans Leyendecker: Der *Spiegel* hat nie behauptet, dass Grams von einem Beamten hingerichtet worden sei, sondern einen Beamten zitiert, der das gesagt hatte. Auch eine Zeugin hatte bei einer Vernehmung Ähnliches erklärt. Und die These einer Hinrichtung war in der Titelgeschichte nur eine von mehreren Möglichkeiten. Aber es stimmt, dass ich viele Jahre von Bad Kleinen geträumt habe. Die Theorie von der Hinrichtung hat sich als falsch herausgestellt. Dieses Ergebnis kam nach monatelangen Ermittlungen zustande. Seit 26 Jahren entschuldige ich mich dafür, in dem Fall die Glaubwürdigkeit eines Zeugen falsch eingeschätzt zu haben. Und glaubte, nun sei es endlich vorbei. Aber jetzt kommt diese Geschichte von hinten.

ZEIT: Mit »dieser Geschichte« meinen Sie die Aufforderung des damaligen Generalbundesanwalts Alexander von Stahl an den *Spiegel,* Ihren Artikel im Kontext der Affäre um den Fälscher Claas Relotius nochmals aufzuarbeiten.

Leyendecker: »Von hinten« meint auch, was der *Spiegel* mit so einer Aufforderung macht. Das Blatt, für das ich fast zwanzig Jahre gearbeitet habe, tritt, wenn man die Debatte verfolgt, etwas los, was sich auch gegen den *Spiegel* richtet. Das ist schon eine Meisterleistung. Verleumder und Intriganten bekommen damit eine Plattform. Ich habe das anfangs nicht für möglich gehalten. Im Herbst hatte ich einen schweren Herzinfarkt und habe dem *Spiegel* zunächst geschrieben, dass Bad Kleinen für mich erledigt sei. Aber dann kamen Anwürfe, die absurd sind, auch üble Nachrede von ehemaligen Kollegen. Und jetzt träume ich wieder von Bad Kleinen.

ZEIT: Nicht nur von Stahl hat sich jetzt geäußert, sondern auch der Bruder des damals von Grams erschossenen GSG-9-Beamten Michael Newrzella. Das Trauma von Bad Kleinen sitzt offenbar bis heute auf allen Seiten tief.

Leyendecker: Das verstehe ich sofort. Der Einsatz war ja in vielerlei Hinsicht ein Fiasko – von der Durchführung vor Ort über die vielen Ermittlungspannen, das Informationschaos, die ungenügenden Spurensicherungen. »Sehr viel mehr konnte nicht schieflaufen«, hat mal ein ehemaliger Abteilungsleiter des Bundeskriminalamts über Bad Kleinen gesagt. Dieses Desaster allein hätte schon eine Titelgeschichte gerechtfertigt. Und ich trug und trage schwer an meinem Informanten. Vor einiger Zeit bin ich bei einem Empfang dem heutigen Kommandeur der GSG 9 begegnet und habe mit ihm gesprochen. Er sagte: »Herr Leyendecker, wir reden jeden Tag über Sie.« Das ist mein Bad Kleinen.

ZEIT: Lassen Sie uns noch einmal in die damalige Zeit zurückreisen. Am 27. Juni 1993, einem Sonntag, bereitet die GSG 9 zusammen mit dem Bundeskriminalamt (BKA) die Festnahme der RAF-Mitglieder Wolfgang Grams und Birgit Hogefeld vor. Doch der Einsatz in Bad Kleinen verläuft nicht wie geplant. Hogefeld wird widerstandslos festgenommen, aber zwischen Grams und den Beamten kommt es zur Schießerei. Am Ende liegt Grams tot auf den Gleisen, gestorben durch einen Kopfschuss.

Leyendecker: Die RAF und das BKA waren eigentlich nicht mein Gebiet. Aber ich hatte einige frische Enthüllungen für den *Spiegel* hinter mir, meine Neugierde war geweckt. Also nahm ich am Tag danach, dem Montag, Verbindung zu einem Kontaktmann auf.

ZEIT: Wer war das?

Leyendecker: Ein mir gut und lange bekannter Informant. Ich fragte ihn, ob es eine Möglichkeit gebe, mit jemandem zu reden, der am Einsatz beteiligt war.

ZEIT: Ihr Bekannter vermittelte also einen Kontakt zu einer Quelle.

Leyendecker: Ja. Wir haben uns am Dienstag getroffen, zwei Tage nach der Schießerei.

ZEIT: Können Sie sicher sagen, dass Ihre Quelle bei dem Einsatz in Bad Kleinen vor Ort war?

Leyendecker: Ja. Die Quelle war in Bad Kleinen dabei, das ist zweifelsfrei.

ZEIT: Wo fand das Treffen statt?

Leyendecker: *(lange Pause)* Das sind Quellenfragen, die ich nicht beantworten werde.

ZEIT: In einer Stellungnahme gegenüber dem *Spiegel* haben Sie angegeben, Ihre Quelle sei Mitglied des Spezialkommandos vor Ort gewesen.

Leyendecker: Habe ich das so geschrieben?

ZEIT: Ja.

Leyendecker: Und, hilft das jetzt bei der Spurensuche weiter? Das Kommando setzte sich aus Leuten der GSG 9 und des Bundeskriminalamts zusammen. Mehr als fünfzig Beamte waren in Bad Kleinen dabei.

ZEIT: Das ist wichtig, weil es um die Frage geht, wie nah Ihre Quelle an dem Geschehen war. Laut Ihrer Darstellung haben Sie Ihren Bekannten gefragt, ob er Ihnen »Kontakt zu einem Mitglied des Spezialkommandos verschaffen könne«. Und: »Dieser Kontakt kam dann mit einigen Schwierigkeiten zustande.«

Leyendecker: Schwierig war es in der Tat. Aber Journalisten haben ihre Quellen zu schützen, deshalb kann ich keine weiteren Details offenlegen. Was immer den Beamten bewogen hat, das zu sagen, was er mir gesagt hat: Er kann es, davon bin ich heute überzeugt, nicht aus unmittelbarer Nähe gesehen haben. Das wusste ich damals aber nicht.

ZEIT: Ihre Quelle selbst hat die Schießerei nicht gesehen?

Leyendecker: Er war bei der Schießerei vor Ort, aber kann den genauen Ablauf nicht gesehen haben. Das habe ich später gelernt. Er hat, wie aber erst im Lauf der langen Ermittlungen einer Sonderkommission deutlich wurde, einige Dinge falsch beschrieben.

ZEIT: Was erzählte Ihnen die Quelle bei Ihrem Treffen?

Leyendecker: Er sagte, dass Grams erschossen worden sei, von einem Beamten der GSG 9, aus maximal fünf Zentimetern Abstand.

ZEIT: War bei diesem Treffen noch jemand dabei?

Leyendecker: Es war kein *Spiegel*- Kollege dabei.

ZEIT: Aber jemand Drittes? Zum Beispiel Ihr Bekannter, der den Kontakt zur Quelle hergestellt hatte?

Leyendecker: *(zögert lange)* Der war dabei, ja.

ZEIT: Kannten Sie zu dem Zeitpunkt den Namen der Quelle?

Leyendecker: Ja. Ich hatte die Quelle vorher noch nie gesehen, wusste aber, mit wem ich es zu tun hatte.

ZEIT: Gibt es von dem Gespräch einen Mitschnitt oder zumindest Notizen?

Leyendecker: Nein, das wäre auch sofort vernichtet worden. Und später habe ich auch alles geschreddert, was Bad Kleinen betrifft. Richtig ist, dass ich zunächst mit niemandem in der Redaktion darüber gesprochen habe. Ich war, das ist jedenfalls meine Erinnerung nach 26 Jahren, auch nicht gleich elektrisiert.

ZEIT: Wie bitte? Sie waren nicht elektrisiert? Bei einer angeblichen Exekution?

Leyendecker: Unser Gespräch erinnert mich, Pardon, an einen Satz von Karl Kraus. Journalisten seien Leute, die nachher alles vorher gewusst hätten, hat der mal gesagt. Was wir hier gerade machen, erlebe ich übrigens im Zusammenhang mit Bad Kleinen seit einem Vierteljahrhundert. Ich will erklären und werde, so empfinde ich das jedenfalls, vernommen. Ich sage, dass ich die Verlässlichkeit eines Informanten falsch eingeschätzt habe, entschuldige mich dafür, und das bietet dann Anlass für neue Fragen.

ZEIT: Wir bitten um Nachsicht, aber das ist die Aufgabe von Journalisten.

Leyendecker: So muss es wohl auch sein. Ein Dilemma war auf jeden Fall, dass man vieles nicht sofort verifizieren konnte. Ich hatte an diesem Dienstag sicherlich das Gefühl, man muss mehr recherchieren, muss mehr wissen.

ZEIT: Sie sagten keinem Ihrer Kollegen Bescheid?

Leyendecker: Nicht dem Ressortleiter, nicht dem Bonner Büro, nicht dem Düsseldorfer Büro. Ich habe nur einen einzigen Menschen informiert, dem ich immer voll und ganz vertraut habe, das war der damalige *Spiegel*- Chefredakteur Hans Werner Kilz, der in Hamburg die Geschäfte führte. Wir haben in der Woche häufiger telefoniert. Am Mittwoch, dem Tag nach meinem Treffen mit der Quelle, gab es dann eine Sondersitzung des Rechts- und Innenausschusses des Bundestags, nach der mir Abgeordnete sagten: Irgendwas stimmt da nicht.

ZEIT: Zum damaligen Zeitpunkt hatten die Behörden den Abgeordneten vorenthalten, dass sie durch einen V-Mann an die RAF-Kommandoebene gekommen waren, hinzu kamen sich widersprechende Aussagen, ob die RAF-Frau Birgit Hogefeld ebenfalls geschossen hatte.

Leyendecker: Da kam noch mehr hinzu. Es gab unvorstellbare Pannen. Und Parlament und Öffentlichkeit wurden, wie es in einem Zwischenbericht der Regierung aus dem Jahr 1993 heißt, »unvollständig und teilweise unzutreffend« informiert. Noch mal: Wir reden hier über die fragliche Woche vor Erscheinen der Titelgeschichte. Die ermittelnde Staatsanwaltschaft in Schwerin hat damals die These von einer möglichen Hinrichtung sehr ernst genommen. Am Freitag jener Woche – also vor Erscheinen der Titelgeschichte – sprach ein Strafverfolger mit einem Beamten des BKA über

Ausuferungen des Falls, und ihm wurde gesagt, darüber könne man jetzt nicht mit ihm reden, weil das ein Geheimnis sei.

ZEIT: Spätestens jetzt müssten Sie doch im Lichte der Informationen Ihrer Quelle, die aussagte, Grams sei von einem Beamtenkollegen erschossen worden, höchst alarmiert gewesen sein.

Leyendecker: Ich habe dem Chefredakteur jedenfalls erklärt, was bisher der Stand der Recherche ist. Er sagte, das müssen wir sorgfältig abwägen, und schlug vor, selber mit der Quelle zu reden.

ZEIT: Der damalige *Spiegel*- Chefredakteur hat selber mit dem Polizeibeamten, der in Bad Kleinen vor Ort war und Ihnen gegenüber von einer Erschießung Grams' berichtet hatte, gesprochen? **Leyendecker:** Ja, am Telefon, ich glaube, am Donnerstag, lange bevor der *Spiegel* in Druck ging. Vormittags habe ich mit der Quelle telefoniert, später dann Kilz. So ist jedenfalls meine Erinnerung.

ZEIT: Gibt es darüber Bänder, Aufzeichnungen?

Leyendecker: Nein. Normalerweise zeichne ich Gespräche nicht auf.

ZEIT: Und an diesem Donnerstag wiederholte die Quelle die Schilderung?

Leyendecker: Ich habe über dieses Gespräch noch nie gesprochen. Es war auch in Teilen sehr privat.

ZEIT: In Bad Kleinen sind Privates und Politisches untrennbar miteinander verschmolzen. Worum genau ging es?

Leyendecker: Gut, es ging um Folgendes: Die Quelle hatte mir bei dem ersten Treffen zwei Botschaften mitgegeben. Das eine war: Recherchieren Sie mal gründlich, und das Zweite war: Mich hat es nie gegeben. Darüber haben wir uns dann noch mal unterhalten. Ich habe ihm gesagt, ich wäre ihm dankbar, wenn ich in einem Artikel sagen dürfte, dass ich mit einem Beamten gesprochen hätte, der am Einsatz beteiligt war. Nach einigem Zögern hat er das erlaubt, aber dringend verlangt, dass seine Identität geschützt würde. Das habe ich ihm damals versprochen, und daran halte ich mich auch heute.

ZEIT: Hat der Chefredakteur Kilz von dem Informanten die Schilderung einer angeblichen Exekution gehört?

Leyendecker: Vermutlich wollte er sich einen eigenen Eindruck von der Glaubwürdigkeit des Zeugen verschaffen. Vor allem wollte er von dem Informanten eine eidesstattliche Versicherung, in der dieser seine Schilderung bestätigte, die man später vor Gericht hätte vorlegen können. Die eidesstattliche Versicherung hat die Quelle aus persönlichen Gründen nicht geben wollen. Die Chefredaktion hat auch noch andere Gesprächspartner gehabt. Mitrecherchiert hat sie nicht. Das war auch nicht ihr Job. Aber aus »Die Hinrichtung« als Schlagzeile wurde auf dem Titelbild »Der Todesschuß« – und den gab es ja.

ZEIT: Nach unserem Kenntnisstand ist Kilz im Laufe des Donnerstagabends zum zweiten *Spiegel*- Chefredakteur Wolfgang Kaden ins Zimmer gekommen und hat ihm von dem Telefonat mit der Quelle berichtet.

Leyendecker: Er hat Kaden über meine Recherchen und den Informanten informiert. Und dann kam bekanntlich eine Vorabmeldung des ARD-Magazins *Monitor* ...

ZEIT: ... in der eine Kioskbesitzerin zitiert wird, die gesehen haben will, wie Grams erschossen wurde.

Leyendecker: Ja. Das ist die anfangs erwähnte Zeugin, die am Tag des Desasters diese Aussage gegenüber Ermittlern gemacht hatte. Ihre Aussage wurde Tage später dem Parlament ebenso vorenthalten wie die Feststellung, dass Grams durch einen aufgesetzten Schuss starb. Daraus ist dann in Medien die *»Monitor*-Zeugin« geworden.

ZEIT: Und dann klingelt fast zeitgleich am Donnerstag bei Ihnen im Düsseldorfer Büro das Telefon?

Leyendecker: Ich weiß nicht mehr, wann, das muss am späten Nachmittag oder Abend gewesen sein, und es war ein Mensch am Apparat, der sich, so jedenfalls meine Erinnerung, nicht namentlich, aber als Grenzschutzbeamter vorstellte und erklärte, wie das angeblich in Bad Kleinen gewesen sein sollte. Teilweise war das ungereimtes Zeug, zum Teil aber auch Sachen, die stimmen konnten. Und es gibt Passagen, in

denen er fast wortgleich das sagte, was mir auch die Quelle gesagt hatte. Dieses Gespräch habe ich mit seinem Einverständnis mitgeschnitten und später abschreiben lassen.

ZEIT: Sie fühlten sich bestätigt?

Leyendecker: Der Anonymus war aus meiner Sicht kein Informant. Aber er befreite mich endgültig von einem Problem, nämlich der ursprünglichen Forderung meiner Quelle, niemandem gegenüber von deren Existenz zu berichten.

ZEIT: Der Anonymus wurde *Spiegel*- intern gewissermaßen zur Quelle, damit Ihre eigentliche Quelle unsichtbar bleiben konnte?

Leyendecker: Ja, so ungefähr. Einem Co-Autor der Titelgeschichte habe ich den Mitschnitt des anonymen Anrufers sogar in Teilen vorgespielt, ihm aber nicht von meiner Quelle erzählt.

ZEIT: Was für ein Misstrauen gegenüber den eigenen Kollegen!

Leyendecker: Für mich war das eine essenzielle Quellenschutzfrage. Das ist wie bei Familiengeschichten: Das, was du vertraulich erzählst, ist sofort draußen. Das habe ich früh beim *Spiegel* gelernt; Anfang der Achtzigerjahre während der Flick-Recherche. Weil ich viel vertrauliches Material hatte, wurde ich in die Chefredaktion gebeten und aufgefordert, den Namen meines Informanten preiszugeben. Stunden später haben mir Kollegen in der Kantine ins Gesicht gesagt, wer mein Informant war. Das war für mich ein Schreckenserlebnis. Das war nicht die Regel, aber es ist vorgekommen.

ZEIT: Am Samstag, vor dem Erscheinen der Titelgeschichte, sind Sie bereits zu Ulrich Wickert in die *Tagesthemen* gegangen. Dort haben Sie unter anderem gesagt, ein ganzes Team von *Spiegel*- Kollegen habe die Glaubwürdigkeit Ihrer Quelle überprüft. Uns haben Sie eben gesagt, es wusste keiner außer Kilz Bescheid. Wie passt das zusammen?

Leyendecker: Habe ich wirklich Uli Wickert gegenüber von einem Team gesprochen?

ZEIT: Ja.

Leyendecker: Diese Aussage war dann ebenso wenig korrekt wie die Behauptung von GSG-9-Leuten, dass sie in Bad Kleinen wie nach Lehrbuch geschossen hätten. Es war eine wilde Ballerei, und als die Kugeln flogen, haben sich die Beamten auf den Boden geworfen. Und ich habe gewöhnlich im Team gearbeitet.

ZEIT: Die öffentlichen Zweifel, ob es wirklich eine Quelle gegeben hat, kursieren bis heute. Der ehemalige Generalbundesanwalt Alexander von Stahl, mit dem wir gesprochen haben, sagt, er sei überzeugt, Sie hätten nie eine Ihnen namentlich bekannte Quelle außer dem anonymen Anrufer gehabt. Auch einige ehemalige *Spiegel*- Kollegen glauben Ihnen nicht.

Leyendecker: Da sind bei Ex-Kollegen viele Bösartigkeiten im Spiel, manchem geht es auch um späte Rache. Und Herr von Stahl kennt unsere Recherchen überhaupt nicht.

ZEIT: Die Situation hätte sich relativ leicht lösen lassen, indem der Chefredakteur Kilz öffentlich aussagt, dass er ebenfalls mit der Quelle gesprochen hat. Damit hätten Sie zwar nicht den Vorwurf entkräften können, dass Sie eine falsche Version von Grams' Tod in die Welt gesetzt haben. Aber zumindest der Vorwurf, Sie hätten dafür keine Quelle gehabt, wäre in sich zusammengefallen. Warum hat Kilz geschwiegen?

Leyendecker: Welcher verantwortliche Journalist redet denn über Quellen? Wir beide wussten, dass es die Quelle gab, und was Verleumder in all den Jahren danach behaupteten, hat mich weniger gepackt als die unsägliche *Spiegel*- Aufarbeitung heute. Noch mal: Die Titelgeschichte über Bad Kleinen war angesichts des damaligen Tohuwabohu nach journalistischen Kriterien gerechtfertigt. Und ich habe die Belastbarkeit und vor allem die Verlässlichkeit einer Quelle, die ich getroffen hatte, falsch eingeschätzt. Dafür habe ich mich entschuldigt.

ZEIT: Nach Erscheinen des *Spiegel*- Artikels sah es aus, als schlitterte die Republik in eine Staatskrise, der damalige Bundesinnenminister Rudolf Seiters trat zurück. Doch dann wendete sich der Informationsstand, relativ schnell wurde klar, dass sich Grams selber erschossen hat. Haben Sie nach Erscheinen des Artikels noch mal mit Ihrer Quelle gesprochen?

Leyendecker: Ja, in der Woche drauf. Da hat mich die Quelle am Telefon beschimpft.

ZEIT: Warum?

Leyendecker: Aus Sicht der Quelle, die sich selbst und die Institutionen des Staates schützen wollte, war das keine gute Geschichte.

ZEIT: Später finden Sie in den Akten die Aussage Ihrer Quelle gegenüber der Staatsanwaltschaft. Was sagte Ihre Quelle dort?

Leyendecker: Das ist wieder so eine heikle Quellenfrage. Er sagte jedenfalls auf keine Weise das, was er mir gesagt hat. Er sprach nicht von einer »Art Exekution« oder einer Hinrichtung. Ich hatte vorher mit Staatsanwälten darüber diskutiert, wie der Quellenschutz gewährleistet werden und sich die Staatsanwaltschaft gleichzeitig selbst ein Bild von seinen Aussagen machen könnte. So gab es beispielsweise die Idee, einen Priester einzuschalten, der diesen Beamten aufsuchen würde. Mein Kontaktmann, der die Anfrage weitergeleitet hatte, teilte mir mit, dass der Beamte dazu nicht bereit sei. Und ich habe dagestanden, und auf einmal war alles weg, was ihn betraf.

ZEIT: Wie kommt es, dass jemand zwei so radikal unterschiedliche Versionen erzählt?

Leyendecker: Er war ein Mensch, der, glaube ich, völlig verstört war von dem, was er meint, mitbekommen zu haben. Inwieweit er Gehörtes und Gesehenes miteinander vermengt hat, weiß ich bis heute nicht, aber er vermengte irgendwas. Das ist aber nicht nur ihm so in Bad Kleinen gegangen. Nicht wenige der Beamten haben sich in wichtigen Details falsch erinnert.

ZEIT: Hat der Beamte Sie angelogen?

Leyendecker: Ich bin mir ziemlich sicher, dass die Quelle nicht gelogen hat. Franz Josef Strauß hat einmal gesagt: »Lüge heißt, in Kenntnis der Wahrheit – also bewusst – die Unwahrheit sagen.« Und Strauß kannte sich da aus. Zeugen aber sagen häufig Falsches, obwohl sie sich sicher sind, dass sie die Wahrheit sagen. Ich glaube, so ist es auch bei dieser Quelle gewesen.

ZEIT: Das muss Sie doch Tag und Nacht bewegt haben. Haben Sie später versucht, noch mal mit der Quelle zu reden?

Leyendecker: Nein.

ZEIT: Warum nicht?

Leyendecker: Ich habe irgendwann begriffen, dass der mit mir nichts mehr zu tun haben wollte. Und das respektiere ich. Natürlich war ich manchmal auch wütend auf ihn, aber ich war noch wütender auf mich. Ich habe geschrieben, was ich geschrieben habe, also muss ich auch mit all dem, was dann an Unsäglichem, an Dummem, an Falschem leben, was jetzt kommt. »Bring Dich doch um«, schreiben mir Leute im Netz, »Du Märchenerzähler«, »Du Lügner«. »Warum hast Du 26 Jahre geschwiegen?« Der Mob ist unterwegs. Mit dem Wissen von heute würde man diese Titelgeschichte natürlich nie so machen, aber damals war es gerechtfertigt, sie zu machen.

ZEIT: Sie rechtfertigen die Berichterstattung? Sie haben später selber zugegeben, ein unbefangener Leser müsse »davon ausgehen, dass wir eigentlich sagen wollen: Der Grams ist hingerichtet worden«.

Leyendecker: Ich war ja auch zutiefst davon überzeugt. Und dennoch hatten wir auch die anderen Versionen für Bad Kleinen in der Geschichte. Wir hatten mit dem Informanten und der Kioskfrau zwei Quellen, und auch ein Gutachten sprach anfangs für die Version einer Hinrichtung – und dennoch war es am Ende nicht die Wahrheit.

ZEIT: Haben Sie sich später bei Rudolf Seiters oder bei Alexander von Stahl entschuldigt?

Leyendecker: Ich habe mich vor allem bei Ulrich Wegener entschuldigt, dem Gründer der GSG 9. Seiters ist für mich ein Ehrenmann, und wenn ich es richtig verstanden habe, ist er nur bedingt wegen der *Spiegel*- Geschichte zurückgetreten. Er ist zurückgetreten, weil es Unklarheiten gab, von denen er überzeugt war, dass man sie monatelang nicht würde klären können.

ZEIT: Seiters sagte: »Die Vorstellung, so lange in der Öffentlichkeit zu stehen und die Vorwürfe nicht entkräften zu können, war für mich nicht akzeptabel.« Das bezog sich auf *Spiegel* und *Monitor*.

Leyendecker: Ja, aber das Besondere an Seiters lag aus meiner Sicht darin, dass er Verantwortung auf eine Weise übernahm, wie sie in dieser Republik völlig ungewöhnlich ist. Ich habe ja nachher auch mit Manfred Kanther zu tun gehabt, der Seiters als Innenminister nachfolgte. Kanther sagte zu mir bei einem Empfang: »Einem solchen Mann wie Ihnen gebe ich nicht die Hand.« Das ist derselbe Kanther, der mal Generalsekretär der hessischen CDU war und 1983 geholfen hatte, Gelder der Partei zu verstecken, und von einem Gericht deshalb wegen Untreue verurteilt wurde. Er halte es für »abwegig«, hat Kanther 2005 gesagt, 22 Jahre danach für einen Vorgang kriminalisiert zu werden. Menschen gehen mit ihren Fehlgriffen offenbar unterschiedlich um.

ZEIT: Helmut Kohl hat Sie in seinen Memoiren als »Manipulator« bezeichnet und behauptet, Sie hätten die Vorwürfe »frei erfunden«.

Leyendecker: Kohl und mich verband eine lange und durch die Parteispendenaffäre belastete Beziehung. Dass Leute wie Kohl und Kanther mich beschimpften, spiegelt auch, vorsichtig gesagt, eine gewisse Selbstgerechtigkeit wider. Dennoch schätze ich die Lebensleistung von Helmut Kohl sehr.

ZEIT: Haben Sie sich bei Alexander von Stahl entschuldigt?

Leyendecker: Es tut mir leid, dass er zurückgetreten wurde. Aber von Stahl hatte Probleme ohne Ende mit dem Justizministerium, die Ministerin hatte vermutlich einen guten Weg gesucht, sich von ihm zu trennen. Und das war ein Weg. Die damalige Ministerin sei offenbar »froh« gewesen, »jemanden loszuwerden, der seinen eigenen Kopf hatte«, hat von Stahl mal gesagt. Er war das klassische Bauernopfer.

ZEIT: Der *Spiegel* ist von Stahls Bitte nachgekommen, die Berichterstattung über Bad Kleinen nochmals zu untersuchen, durch die gleiche Kommission, die auch die Affäre um den Fälscher Claas Relotius untersucht hat.

Leyendecker: Bei Relotius geht es um Betrug, Fälschung, Vorsatz. Bei mir ist es weder Betrug noch Fälschung, noch Vorsatz. Die beiden Fälle gleichzusetzen ist

eine Unverschämtheit. Hier spielt eine Mischung aus Naivität, Gemeinheit und Unbeholfenheit eine große Rolle. Statt einen Fall zu prüfen, der 26 Jahre zurückliegt, würde ich eher die Berichterstattung im Fall des ehemaligen Bundespräsidenten Christian Wulff untersuchen. Da liegt das Fiasko nicht nur zeitlich näher. Welche der an der Hetzjagd beteiligten Medien haben sich bei ihm entschuldigt?

ZEIT: Die Kommission beim *Spiegel* hat unter anderem das Transkript Ihres Gesprächs mit dem Anonymus im Archiv wiederentdeckt. Nun, nachdem das Transkript aufgetaucht ist, haben Sie zum ersten Mal öffentlich über das Gespräch mit dem Anonymus berichtet. In 26 Jahren Reden über Bad Kleinen haben Sie dieses Gespräch vorher nie öffentlich erwähnt, mit keiner Silbe.

Leyendecker: Stimmt.

ZEIT: Warum?

Leyendecker: Weil das Gespräch mit diesem Anonymus keine Quelle war. Das ist das eine. Das Zweite ist, dass ich meine zu wissen, wie die journalistische Branche tickt. Hätte ich von einer Quelle gesprochen, deren Identität ich nicht kenne, wäre dem *Spiegel* daraus ein Strick gedreht worden. Dann wird behauptet: Er hatte nur diese anonyme Quelle.

ZEIT: Wie würden Sie reagieren, wenn Ihnen ein Informant 26 Jahre lang eine Geschichte erzählt, und dann kommen Sie mit einem Dokument an, das vorher nie erwähnt wurde, und daraufhin ändert er seine Geschichte?

Leyendecker: Das würde ja nur dann eine Rolle spielen, wenn der Anrufer tatsächlich für mich eine Quelle gewesen wäre. War er nicht.

ZEIT: Warum sind Sie damals nicht gefeuert worden?

Leyendecker: Weil ich 14 halbwegs erfolgreiche Jahre *Spiegel* auf dem Buckel hatte und weil die Geschichte, wenn man ruhig draufguckt, aus der damaligen Woche heraus gerechtfertigt und verantwortbar war. Für einen Rauswurf bestand kein Anlass. Aus dem Fall Bad Kleinen habe ich viel gelernt. Unter anderem ist die Überzeugung gewachsen, dass Journalisten trotz allem über ihre Fehler reden müssen – auch wenn es wehtut.

ZEIT: Wie weitreichend gilt für Sie Quellenschutz?

Leyendecker: Absolut!

ZEIT: Die Namen Ihres Bekannten und der Quelle nehmen Sie mit ins Grab?

Leyendecker: Ja.

Die Fragen stellten Holger Stark und Heinrich Wefing

Was geschah in Bad Kleinen?

Der Fall

Am 27. Juni 1993 stürmt ein Polizeitrupp aus GSG-9- und BKA-Beamten eine Tunnelunterführung am Bahnhof Bad Kleinen, einer Gemeinde zwischen Schwerin und Wismar in Mecklenburg-Vorpommern. Die Beamten sollen dort die RAF-Mitglieder Birgit Hogefeld und Wolfgang Grams festnehmen. Hogefeld wird im Bahnhofstunnel überwältigt, Grams jedoch flüchtet auf den Bahnsteig, zieht seine Waffe und schießt auf seine Verfolger. Diese schießen zurück. Der Polizist Michael Newrzella wird von vier Kugeln getroffen und stirbt. Grams stürzt auf die Gleise und stirbt am Tatort.

Der Verdacht

Am 5. Juli 1993 titelt der *Spiegel:* »Der Todesschuß. Versagen der Terrorfahnder«. Der Autor Hans Leyendecker berichtet von einer vermeintlichen »Exekution« Grams' durch die Polizei und beruft sich dabei auf einen anonymen Beamten, der am Tatort gewesen sei. Der Innenminister Rudolf Seiters (CDU) tritt nach der Veröffentlichung zurück, Generalbundesanwalt Alexander von Stahl wird entlassen. Als die Staatsanwaltschaft später den Suizid Grams' feststellt, kommen Zweifel auf, ob Leyendecker je in Kontakt mit dem angeblichen Informanten stand. Nun prüft die »Relotius-Kommission« des *Spiegels* die damalige Berichterstattung.

Der Journalist

Hans Leyendecker wechselte 1997 vom *Spiegel* zur *Süddeutschen Zeitung.* 2016 wurde er pensioniert. Er war Präsident des Evangelischen Kirchentages 2019.

Reality sucks

In der Virtuellen Realität bauen sich schon heute einige Menschen ein alternatives Leben auf. Sie leben lieber dort als in der materiellen Realität. VR Reporterin Eva Wolfangel hat vier von ihnen begleitet, in Virtuellen Welten ebenso wie in Kuwait, Israel und den USA. Sie hat gesehen: es kann gute Gründe geben, die "Matrix" vorzuziehen.

Von Eva Wolfangel, Riffreporter, 14.11.2019

Endlich hört Ben nicht mehr nur das Pochen seines eigenen Herzens. Die Stimmen seiner Freunde dringen in sein Ohr. Weit entfernt noch, aber sie kommen näher, Meter um Meter. Gleich werden sie da sein. Dann wird er aus dem Schatten der Wendeltreppe hervortreten. Jetzt versteht er einzelne Fetzen der Unterhaltungen, die ersten Gäste erreichen wahrscheinlich gerade die Bar. Ben wirft einen letzten Blick zum violetten Vorhang hinter sich, durch den sich winzige blau-kalte Lichtpartikel der Straßenlaternen von draußen nach drinnen arbeiten. Auf dem dunklen Parkettboden werden sie geschluckt von den warmen Strahlen der Lampen, die über der Bar hinter der Holzverkleidung Sonnenuntergangsstimmung verbreiten. Ben schaut sich um. Ist alles perfekt? So, wie es sich gehört für so einen Tag?

Da. Das war Shoos Stimme. Sie kichert. Gefällt es ihr? Das Haus, das er ihr gebaut hat, die Bar mit der großen Fläche, auf der er heute mit ihr tanzen will - was Shoo noch nicht weiß. Ben lauscht, den Kopf leicht schief, und blinzelt aus seinem Schatten in den Raum voller Licht. Die Gäste stehen um die Bar herum und in den Ecken des Raumes, sie lachen, sie erzählen Anekdoten, manche flüstern, etwas besonderes liegt in der Luft, was wird hier heute geschehen?

Als Shoo verträumt die Torte betrachtet, die sie für ihre Geburtstagstorte hält, schleicht sich Ben von hinten heran, er flüstert ihr ins Ohr „komm mit hoch.“ Shoo folgt ihm die Wendeltreppe hinauf ins Schlafzimmer. Das Bett frisch gemacht mit weißer Satin-Bettwäsche, die Gardinen zugezogen, darüber liegen schwere Samtvorhänge verspielt in Schleifen, auf dem Nachttisch eine kleine Lampe mit goldenem Sockel und warmem Licht, dunkler Parkettboden und weinrot melierte Wände. Nur ein Fetzen Nachthimmel, der durch einen Vorhangspalt dringt, wird Zeuge dessen, was die Gäste im unteren Stock nur durch einen Schrei und ein kurzes Aufschluchzen von Shoo vernehmen. Dann rennt sie die Treppe hinunter: „Ich habe mich gerade verlobt“, ruft sie in die neugierigen Gesichter, in die Avatar-Gesichter, ihre Stimme bricht ein wenig, die Gäste hören den Kloß in ihrem Hals, der sich gerade auflöst, aber sie hören vor allem die Freude in ihrer Stimme.

Das ist alles nicht echt. Zumindest nicht aus der Perspektive unserer hiesigen schnöden Realität. Der Nachthimmel besteht aus Pixeln, ebenso das romantische Schlafzimmer, die Bar und leider auch die Torte. Die Szene spielt sich in der Virtuellen Realität ab. Und doch: wer dieser Verlobungsparty beiwohnt, wer durch das große Haus schlendert und die Einrichtung bewundert, der ist ein echter Mensch, und er ist gewissermaßen auch wirklich hier. Die Gäste haben ein Headset und Kopfhörer aufgesetzt und ihre materiellen Körper zurückgelassen in ihren Wohnzimmern in London, Atlanta, Peking, Berlin oder Kairo. Ihr Bewusstsein hat einen Avatar in der virtuellen Realität bezogen, der sich anfühlt wie ihr Körper, weil sie darin stecken und durch die Welt durch dessen Augen betrachten. Weil er ihren Bewegungen folgt und weil alles um sie herum gewohnten Gesetzen der echten Welt gehorcht: Der Lichtkegel der Lampe hinter der Bar streift ihre Hand, wenn sie daran vorbei gehen, sie hören die Stimmen jener lauter, die gerade ihren Weg kreuzen – und dabei gehen sie auch in der anderen Welt der Wohnzimmer mit ihren biologischen Körpern. Doch diese andere, „echte“ Welt bleibt zurück hinter dem Virtual Reality Headset.

Sie alle haben Controller in der Hand, die sich in der virtuellen Welt in echte Hände verwandeln, mit denen sie sich ein Stück Kuchen nehmen können, mit

virtuellen Sektgläsern anstoßen oder mit denen sie Shoo umarmen können - was gerade viele tun, um ihr zur Verlobung zu gratulieren. Fast alle haben verfolgt, wie sich das Paar in den Virtuellen Räumen von Altspace VR kennen gelernt hat, einem Treffpunkt in der Virtuellen Realität, wie sie dort gemeinsam Kunstwerke gestalteten und Partys feierten, und wie schnell klar wurde, dass sie zusammengehören. Wie sie schließlich stets gemeinsam auftauchten, immer öfter im Partnerlook, immer dicht beieinander, stets das Glück in ihren Stimmen. Shoo die Aufgedrehte, Ben der Ruhige. Allen ist klar: das alles ist echt. Und vorallem eines ist echt: die Liebe zwischen Ben und Shoo.

Die beiden hätten nie gedacht, dass eines Tages ihr Realitätsbegriff in Frage stehen würde. Doch dazu führt diese neue Form der Realität: sie stellt derzeit vieles auf den Kopf, was wir für gegeben hielten. Der Traum ist alt, aber nun ist die Technik weit genug und auch für Konsumenten erschwinglich, so dass es erstmals im Leben der Menschheit die Möglichkeit gibt, sich zwischen mehreren Realitäten zu entscheiden – jenseits von Phantasiereisen, Wahnvorstellungen oder Drogentrips. „Die virtuelle Realität ist genauso real wie die physische Welt“, sagt der Australische Philosoph David Chalmers in einem TED-Talk, „es muss keinerlei Illusion daran beteiligt sein, wenn wir die virtuelle Realität nutzen.“ Der Philosoph beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der Theorie des Bewusstseins und der Frage, wie echt eigentlich die physische Welt ist. Woher wissen wir, dass sie nicht nur eine Simulation ist? Darüber streiten Philosophen seit René Decartes Gedankenexperiment im 17. Jahrhundert: wir könnten ebenso gut in einer Illusion leben, gesteuert und getäuscht von einem Dämon. Können wir sicher sein, dass die reale Welt nicht nur ein Produkt unseres Gehirns ist?

Spätestens mit dem Film „The Matrix“ hat diese Frage die breite Öffentlichkeit erreicht. Und die virtuelle Realität zwingt uns erneut dazu, uns damit zu beschäftigen. Die Immersion, das Gefühl des totalen Eingetauchtseins, ist so hoch, dass Zweifel aufkommen, ob es überhaupt relevante Unterschiede gibt zur echten Welt. Chalmers

sagt Nein: „Die virtuelle Realität ist keine zweite Klasse Realität.“ Sie stehe der echten in nichts nach.

Ben hat sich noch wenig Gedanken über die Klassifikation seiner Realitäten gemacht. Aber eines ist klar: dieses echte Leben, das ihn, den Entwickler besonderer Effekte für Gruselfilme, gerade in Atlanta, USA, festhält – dieses Leben ist alles andere als erste Klasse. Und das liegt nicht am Job, der ihm Spaß macht, sondern an Shoo, genau genommen an ihrem Fehlen in dieser Realität: sie ist so verdammt weit weg. In dieser Realität sitzt Ben an einem Oktober-Abend in seiner kahlen neuen Wohnung, in der vor allem ein Computer steht, viele Kabel, Headsets, Sensoren in den Ecken des Raumes.

Ansonsten: ein leerer Kühlschrank, eine Gitarre in der Ecke. Zwischen all dem ein junger Mann Ende 20 mit Vollbart, Glatze und breiten Schultern. „Ich halte mich nicht für besonders attraktiv“, sagt er, der Bauch sei ein wenig zu dick und er selbst eigentlich schüchtern. Shoo ist seine erste Freundin. Er habe sich davor nie getraut, jemanden anzusprechen. Dazu kommt der Job, wegen dem er ständig umziehen muss. „Ich habe kaum Freunde im echten Leben.“ Im Virtuellen ist das anders. Die Sorge vor dem eigenen Aussehen fällt weg, physische Distanzen spielen keine Rolle. Innere Werte haben eine Chance. Und diese Realität ist einfacher zu erreichen als viele Orte auf der Welt.

Als er vor einiger Zeit in ein Flugzeug stieg, um seine Geliebte zum ersten mal im echten Leben zu treffen, wurde Ben in den vielen Stunden oberhalb der Wolken vor allem eines klar: wie weit weg Shoo ist. Er führt eine Fernbeziehung, nur war das bisher nicht aufgefallen. Seither spürt er den vielen Raum zwischen sich und ihr, gerade jetzt, wo sie in ihrer Heimat China ist ohne Zugang zum virtuellen Traumhaus, um ein Visum für die USA zu beantragen. Ein langwieriges Unterfangen. Die Realität hält Barrieren bereit, die das Virtuelle mühelos überwindet. Oder: „Reality sucks“, wie

Ben es ausdrückt. Seine Beziehung fühlt sich im Virtuellen realer an als in der Realität, zumindest momentan.

Vielleicht ist diese Unterscheidung aber auch überholt.

Thomas Metzinger sitzt in seinem Büro an der Universität Mainz und zeigt auf das rote Sofa in der Ecke. „Ist das real?“, fragt er. Er wartet – und schüttelt den Kopf. „Nein. Dieses Rot des Sofas, das sind Eigenschaften eines Modells in unserem Gehirn.“ Was wir so direkt und unvermittelt erleben, ist es weit weniger. Nach seiner Theorie gibt es keine farbigen Gegenstände vor unseren Augen, sondern Mischungen von Wellenlängen. „Rot“ oder „blau“, das sind Aspekte von Modellen, die unser Gehirn erstellt. „Wir erleben nicht Realität, sondern virtuelle Realität – eine Möglichkeit. Dass sich etwas real anfühlt, bedeutet, dass das Gehirn ein Modell erzeugt mit hoher Vorhersagegenauigkeit.“

Diese Genauigkeit erleben Bens und Shoos Gäste: Sie treten unter den Kegel einer Lampe und sehen nun alles heller – wie erwartet. Sie hören Menschen von weitem – und je näher sie kommen, desto lauter werden ihre Stimmen. Sie steigen die Wendeltreppe hinauf und sehen alles von oben. Die Gesetze der Physik, die wir von kleinauf lernen und als gegeben hinnehmen, sie werden zu Zeugen der Realität.

Ähnlich geschieht es unserem Bewusstsein, sagt Metzinger: „Das Gefühl, Sie selbst zu sein, also Ihr Ich-Bewusstsein, ist eine Simulation Ihres Gehirns, ein inneres Modell des Selbst mit vielen Schichten.“ Das Gehirn berechne aus allen Informationen, die ihm zur Verfügung stehen, was die beste Hypothese ist, die wahrscheinlichste Variante der Wirklichkeit und des Selbst in ihr – und präsentiert uns diese als Realität. In diesem Fall also, dass wir in unserem biologischen Körper stecken. Seit Millionen von Jahren existiere die virtuelle Realität in unserem Kopf. „Und wenn wir es geschickt anstellen, glauben Sie, Sie seien in einem anderen Körper.“

Metzinger hat das mit Kollegen in einigen Experimenten ausprobiert und bereits 2007 Menschen ein Stück weit in virtuelle Körper versetzt: damals erzeugten die Forscher ein Bild des Probanden von hinten und ließen ihm das durch eine Virtual-Reality-Brille so erscheinen, als stünde es etwa zwei Meter vor ihm. Dann streichelten die Forscher den Teilnehmer am Rücken, gleichzeitig sah er, wie der virtuelle Körper vor ihm ebenfalls gestreichelt wurde. „Dadurch beginnt das Gehirn zu glauben, dass der Eigenkörper-Avatar irgendwie zum eigenen Körper gehört.“ Für Metzinger ist die Virtuelle Realität ein Glücksfall, denn sie erlaubt erstmals, das berühmte Gummihand-Experiment auf den ganzen Körper zu erweitern.

Thomas Metzinger spricht von einem „Mythos der Echtheit“, der unserer scheinbar realen Welt anhängt. Das spricht aus seiner Sicht nicht dagegen, dass es physische Körper und die Außenwelt gibt. Aber es stellt ihren Alleinvertretungsanspruch als Realität in Frage.

Aber was ist überhaupt real?

Jerusalem. Eine weiße Steinmauer, eine weiße Säule, ein schwarzer Tisch, weißer Marmorboden und dazwischen vor allem - nichts. Doch davon viel. Am Rande dieses Nichts in einer Ecke sitzt Chris Duguid auf einem großen grauen Sofa. Der 48-jährige Kanadier sieht klein aus in dieser riesigen Wohnung, auch wenn er das real nicht ist, und er wirkt fremd wie ein Eindringling. Er schaut auf die weiße Schirmlampe auf dem kleinen schwarzen Wohnzimmertisch, ihr Fuß sieht aus wie eine antike Vase, sie soll Gemütlichkeit vermitteln. Aber Duguid weiß nicht einmal, wo der Lichtschalter ist. Das rote Schlüsselband an seinem Hals, sein oranger Pulli und eine blaue Jacke über dem Kleiderständer in der Ecke sind die einzigen Farbpunkte.

Das ist Duguids Leben nun, seit zwei Monaten, er lebt aus dem Koffer, die wenigen eigenen Dinge reichen bei weitem nicht aus, um die Wohnung so wirken zu lassen, als sei sie ein Zuhause. Duguid wirkt einsam und entwurzelt, wie er da so sitzt, hinein gebeamt in diese fremde sterile Umgebung.

Doch es ist nicht so wie es wirkt. Der Sicherheitsmechanismus klickt, die Wohnungstür springt auf, Charlotte und Lilly, zwei Teenager mit Zahnspangen und liebevoll geflochtenen Zöpfen kommen herein und ziehen ihre Mutter Julie Duguid hinter sich her. Charlotte wirft sich sofort aufs Sofa und kuschelt sich an ihren Papa, Lilly und und die Mutter setzen sich auf das Sofa gegenüber. Sie sind gemeinsam hierher gebeamt worden, sie sind zusammen. Und das ist in Duguids Leben das, was Heimat ausmacht. Er darf seinen Arbeitgeber nicht nennen, nur so viel: seine Arbeit führt dazu, dass er alle zwei bis drei Jahre mit seiner Familie in ein neues Land zieht, häufig arme oder konfliktträchtige Regionen. Und diese Arbeit führte auch dazu, dass sich die Familie eine alternative Realität gesucht hat - damals als die reale Realität sie zerriss und damit das bisschen Heimat zerstörte, das man sich in so einem Leben erhalten kann. Denn eines Tages waren sie plötzlich getrennt, die halbe Welt lag zwischen ihnen, unüberwindbar.

Wenn Chris Duguid von dieser Zeit im Sommer 2016 erzählt, als Selbstmord-Attentäter eine Bäckerei im Diplomatenviertel von Dhaka, Bangladesch, stürmten, nur wenige hundert Meter vom Haus der Duguids entfernt, und 25 Menschen töteten, darunter Bekannte der Familie, dann zögert er bei jedem zweiten Wort, denkt sehr genau nach, er stottert auf einmal ein wenig – und seine Tochter kuschelt sich noch enger an ihn. „Das kam so plötzlich“ flüstert sie. Glücklicherweise war die Familie an diesem Tag nicht vor Ort in Bangladesch, sondern im Urlaub in Italien. Duguids Arbeitgeber verfügt, dass Julie Duguid und die Kinder zurück müssen nach Kanada, das Leben vor Ort ist zu gefährlich.

So findet sich der Vater von einem auf den anderen Tag allein im Haus wieder. Er wird morgens im gepanzerten Wagen zur Arbeit gefahren, abends zurück. Das Haus darf er ansonsten nicht verlassen. Abend für Abend sitzt er in diesem Zuhause, das sich immer weniger wie ein Zuhause anfühlt, er läuft rastlos durch die Wohnung wie ein gefangener Tiger - in einem großen Käfig zwar, aber das hilft nichts. Immer wieder geht er durch die beiden Kinderzimmer, sie sehen aus, als wären sie nur für kurz verlassen worden. Aber seine beiden Töchter werden nie wieder kommen. Duguid fühlt sich einsamer als je zuvor im Leben. Die Telefonate mit seiner Familie helfen nicht, sie machen ihm nur klar, wie weit weg seine Liebsten sind. Diese Verzweiflung spürt seine Frau Julie durch das Telefon – aber sie ist hilflos. Durch das Telefon lässt es sich so schwer trösten. „Ich habe mir Sorgen gemacht um seine psychische Gesundheit“, sagt sie heute.

Doch dann liegt da das Virtual-Reality-Headset im Haus in Bangladesch, noch verpackt im Karton. Erst schmerzt Chris Duguid auch dieser Anblick. Es sollte doch ein gemeinsames Abenteuer mit den Töchtern werden, diese Reise ins Virtuelle. Er öffnet es zögernd, er hat sowieso nichts zu tun, wieso also nicht einmal ausprobieren?

Das Headset liegt auch heute da in der großen Wohnung in Jerusalem – und so sind die Kinderzimmer von damals bis heute nur eine kurze Bewusstseinsreise entfernt: er hat die Zimmer damals mit Hilfe von 360-Grad-Bildern in der virtuellen Realität nachgebaut, und sich dort mit seinen Töchtern getroffen: in Altspace VR in den virtuellen, aber echten Kinderzimmern. „Ich wollte ihnen die Chance geben, sich wenigstens zu verabschieden“, sagt er.

Chris Duguid zieht sein Headset über – und da ist er wieder, der Schmerz vom Sommer 2016: Die Stofftiere, die einsam in Lillys Zimmer liegen. Ein riesiger Bär in ihrem Bett, die Schuhe in der Ecke, die halb geöffnete Schultasche unter Charlottes Schreibtisch neben dem Hochbett. Chris läuft verloren durch die Räume, dann schlüpft er unter Headset und Kopfhörern hervor und kommt zurück in die Jerusalemer

Realität. Die virtuelle Realität, sie sei damals seine Rettung gewesen. Julie Duguid und die Mädels besorgten sich ebenfalls VR-Headsets, und die Familie traf sich im virtuellen Kinderzimmer. „Wir waren endlich wieder zusammen“, sagt Chris Duguid, „am Telefon sprichst du mit Menschen, die weit weg sind, Videogespräche sind so unnatürlich und fremd. In der Virtuellen Realität triffst du die Menschen wirklich.“ Die Familie spielte Karten dort gemeinsam oder Tennis – und die Töchter stritten, so wie immer. Doch selbst darum war der Vater dankbar: „Es war alles so real.“ Wie das echte Leben.

Das, was Familie Duguid zusammengebracht hat, nennen Forscher „place illusion“. Das Gefühl, real vor Ort zu sein, hängt nicht an einer möglichst perfekten Grafik: unser Gehirn ergänzt den Rest. Dass die Avatare bei Altspace mehr wie Roboter aussehen denn wie Menschen, das stört nicht. Im Gegenteil, das erleichtert es dem Gehirn sogar, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren: die Interaktion. Denn sie ist wichtig für das Hier-Gefühl, wie erste Studien bestätigen: Keisuke Suzuki vom Sackler Centre for Consciousness Science der University of Sussex ließ Nutzer verschiedene virtuelle Welten ausprobieren und fand heraus, dass die Interaktion der zentrale Faktor ist, wenn es darum geht, „Echtheit“ zu erzeugen: „Sobald ich mit Menschen oder Dingen interagieren kann, fühlt es sich echt an.“ Denn dann kann unser Gehirn seine Hypothesen überprüfen: „Es will eine kohärente Geschichte.“ Die Theorie sei nicht neu, aber dank Virtueller Realität gebe es endlich auch Evidenz dazu.

Während das Leben seiner Frau und seiner Töchter in Kanada weitergeht, ist Chris Gefangener im eigenen Haus in Dhaka, ein großes Haus, das sich um ihn herum zusammenschnürte. „Es fühlte sich klein an.“ So zieht er in die Virtuelle Realität, Abend für Abend. „Hej Chris, wie geht es dir?“ fragt ihn eines Abends eine sanfte Frauenstimme. „Ich genieße gerade, wie diese Welt hier meinen eigenen Raum wieder wachsen lässt“, platzt er heraus - und sorgt sich sofort, wie wirr das in den Ohren der fremden Frau klingen mag.

Aber der lila Avatar ihm gegenüber nickt verständnisvoll und sagt: „Komm mit, ich zeig dir meinen Raum.“ Es ist Sana, eine Witwe aus Kuwait, eine streng gläubige Muslimin, immer ein bisschen traurig. Chris philosophiert Abende lang mit Sana an ihrem offenen Kamin in ihrer „Zeitmaschine“, wie sie ihren Raum in Altspace nennt, über den Sinn des Lebens, über Zeitreisen, über Religion. Sie diskutieren über ihre melancholischen Gedichte, die sie an die Wände ihres Raumes geschrieben hat und über ihr Verhältnis zu Männern.

„Wir sind kein Paar“, ruft Sana dann immer aus, wenn es um einen amerikanischen Entwickler geht, der sie meist umgibt, wenn sie online ist. Er liest ihr die Wünsche von den Augen ab. Sie ist die Kreative, schreibt Gedichte und Geschichten, ihr Verehrer baut daraus virtuelle Welten. Und Chris erkennt eine Gemeinsamkeit zwischen sich und Sana trotz all der Unterschiede: auch sie ist gewissermaßen Gefangene in ihrem Haus. Ihre Religion verbietet den engen Kontakt mit Männern, als muslimische Frau hat sie kaum Freiheiten im Alltag. Hier im Virtuellen kann sie tun und lassen, was sie will – ihr biologischer Körper ist schließlich allein Zuhause in ihrer Wohnung, dort, wo er hingehört.

Aber für Sana gibt es einen weiteren Grund, vielleicht sogar einen, der wichtiger ist als die Angst vor ihrem Gott, für den sie ohne Ausnahme fünf Mal am Tag und auch in der Nacht betet und für den sie ihre Tochter in der Pubertät gezwungen hat, das Kopftuch zu tragen. Als Muslimin Männer in der Virtuellen Realität zu treffen, das ist schließlich so wie Freitags Maultaschen zu essen als Christ in der Hoffnung, dass Gott schon nicht sieht, was man wirklich tut (nämlich Fleisch essen). Auch die gesellschaftliche Ächtung ist nur ein Puzzleteil zu Sanas Leben im Virtuellen.

Wer mehr erfahren will, muss viele Abende mit Sana am virtuellen Kaminfeuer verbringen, wo sie eines Tages über ihren Mann spricht, der vor mehr als 25 Jahren im Golfkrieg gefallen ist, Sana war damals Anfang 20, ihre Tochter knapp zwei. Hier am virtuellen Kaminfeuer wird klar, wie sehr sie ihn geliebt hat und wie sehr sie ihn

vermisst - so sehr, dass sie sich nicht sehnlicher wünscht, als dass die Zeitreisen, die sie in ihrem Raum thematisiert, eines Tages Wirklichkeit werden. Aber das wird ein Traum bleiben. An diesem Punkt der Gespräche schweigen ihre Besucher stets betroffen. „Ich bin ein düsterer Mensch“, sagt sie dann und alle starren ins Feuer.

Es sind nicht nur die Männer, es ist nicht nur Gott. Es ist ein Thema, für das sie ihrer Gesprächspartnerin, der Journalistin, in die Augen schauen will. Und das geht nicht im Virtuellen. Sana wechselt den Raum, um über das zu reden, das sie seit der Kindheit begleitet. Sie wechselt den Raum in die Realität.

Als sich die Reporterin aus der Virtuellen Realität tatsächlich im echten Leben ankündigt, bekommt Sana Angst. „Sie wird mich dann auch nicht mehr mögen, sie wird merken, wie langweilig ich bin.“ Sie denkt, sie muss ihr die Stadt zeigen, aber sie kennt sich nicht aus. Sie verlässt das Haus fast nie. „Was mache ich mit ihr?“, fragt sie ihre virtuellen Freunde am Vorabend, „wird sie mich komisch finden?“ Dieser fixe Gedanke, nicht in diese Welt zu gehören, hat sich verselbständigt. Sana geht nie raus, sie gibt den Menschen keine Chance, mit ihr zu reden. „Ich bin schüchtern“, sagt sie, doch im Virtuellen ist wenig davon zu spüren.

Dort in dieser anderen Realität, in Sanas kleiner Wohnung in Kuwait City, die Regale voller Bücher, der Fernsehtisch voller Süßigkeiten, dort klebt an jedem Fetzen Luft die Hitze, eine Klimaanlage rattert, nur ein winziger Streifen Tageslicht schummelt sich durch die Pappe, mit der Sana ihre Fenster verklebt hat. Und schon in ihrem ersten Satz wird klar, wie fremd sie sich in dieser Realität fühlt: „Ich gehöre nicht in diese Welt.“ Sie sei schon immer alleine, in der Schule habe sie keine Freunde gehabt und auch später nicht. „Mich mag einfach niemand. Ich bin langweilig.“ Sie ist ihr Leben lang allein, bis auf jene kurze Beziehung mit ihrem Mann, und bis auf ihre Tochter, die gleichzeitig da und nicht da ist: die junge Frau, Mitte 20, huscht ab und zu durch das Wohnzimmer und verschwindet schnell wieder hinter ihrer geschlossenen Zimmertür.

Hier in Kuwait City hat Sana sich ein Leben als Bücherwurm eingerichtet, liest den ganzen Tag, betet, und liest. „Ich hatte mich damit abgefunden.“ Bis ihr eines Tages ihr Bruder ein Virtual-Reality-Headset ausleiht. Die andere Realität fühlt sich sofort an wie ein Zuhause. „Zum ersten Mal habe ich Menschen getroffen, denen es geht wie mir“, sagt sie. Auch sie spüren, dass sie nicht in diese reale Welt gehören. Auf einmal hat sie ein Sozialleben. „Ich sage manchmal: Altspace ist eine psychiatrische Klinik, eine Nervenheilanstalt“, sagt Sana und lacht, „wir sind doch alle nicht normal.“

Doch womöglich ist genau das in Zukunft normal: „Wir werden bald auswählen, in welcher Realität wir uns aufhalten“, sagt Philip Rosedale beim Interview in San Francisco. Der heute 49-jährige Internet-Unternehmer hat 2003 „Second Life“ gegründet, jene Plattform, auf der sich Millionen Menschen ein „zweites Leben“ aufbauten: Der Gedanke alternativer Realitäten fasziniert offenbar, die Plattform hat mehr als 36 Millionen registrierte Benutzer - aber sie ist zweidimensional, auf dem Bildschirm, die Immersion der Virtuellen Realität fehlt. Viele halten sie für gescheitert, doch bis heute bestreiten ein paar Tausend Menschen ihren Lebensunterhalt in Second Life.

Rosedale wittert seine Chance in der Immersion. „Schon als Junge wollte ich die Physik der echten Welt in den Computer bringen“, berichtet er in seinem Studio, einer alten Fabriketage in San Francisco voller Kabel und Rechner. Jetzt hat er die Chance dazu. Dann wechselt auch er die Realität in seine VR-Repräsentanz „High Fidelity“ - „kommen Sie einfach mit“, sagt er, und reicht ein Headset. Noch sei nicht alles perfekt, sagt er beim Spaziergang zwischen moosigen Felsblöcken, rot leuchtenden Fliegenpilzen und riesigen Kleeblättern. Er erforscht gerade, wie man die Mimik in die Gesichter der Avatare übertragen kann, andere arbeiten an der Haptik. „In einigen Jahren werden wir die reale Welt als Museum betrachten“, sagt er. Als eine Option unter vielen, als die Altmodische unter ihnen. Jeder kann dann wählen, in welcher

Realität er sich gerade wohl fühlt. „Wir werden nur zurückkehren um zu essen und zu lieben."

Für Sana ist es nach einigen Tagen Zeit, zurückzukehren in ihr virtuelles Leben. Nach zwei Tagen im „echten" Leben mit vielen tiefgründigen Gesprächen in Cafés, die sich anfühlen wie jene am Kaminfeuer in Sanas Zeitmaschine, mit viel kindlicher Entdeckungslust in Museen und einigen unfreiwilligen Stadtrundfahrten, weil sie ihre Heimatstadt nicht kennt, hat sie genug von dieser Realität. Sie geht nach Hause und betet. Dann verabschiedet sie sich vom echten Leben.

Dort, wo sie gerade eben noch gekniet ist und ihrem Schöpfer gesagt hat, wie sehr sie zu ihm steht, dort, wo sie gerade noch die Stirn zur Erde gesenkt hat, in der Ecke neben ihrem Bett, im Schlafzimmer, wo die Gebete von Frauen laut Sana am meisten zählen, dort zieht sie nun ihr Virtual-Reality-Headset über die Augen und verlässt diesen Raum. Nur ihr Körper bleibt zurück.

Sie trifft sich mit ihren Freunden in der VR-Welt „RecRoom", spielt dort Tennis und Montagsmaler mit dreidimensionalen Kunstwerken. Im düsteren Schlafzimmer in Kuwait, dort bleibt nur das Lachen, das zwischen den Wänden hallt, das Lachen einer Frau, die gerade ganz wo anders ist.

Sie sind glücklich, diese Menschen, die die virtuelle der angeblich realen Realität vorziehen. Doch es gibt Mahner und Warner. Die Menschen fliehen vor der Realität, wo führt denn das hin? „Es ist unglaublich schwer, das wertfrei zu betrachten, was da gerade entsteht", gibt der Philosoph Thomas Metzinger zu. Aber warum nicht? Die Bedenken, dass Menschen sich verstellen oder vorgeben, jemand zu sein, der sie nicht sind, hat er schnell entkräftet. Auch die Stimme transportiert „embodied information", verkörperte Information. Und auch Emotionen vermitteln sich darüber: Manche Forscher versuchen, die Mimik allein aus der Stimme zu rekonstruieren

mittels Künstlicher Intelligenz – mit vielversprechenden Ergebnissen. Wir hören, wie sich unsere Mitmenschen fühlen.

„Ich sehe nicht, wieso man in einer virtuellen Umwelt nicht ein ebenso erfüllendes und sinnhaftes Leben führen können sollte, wie in der Realität“, sagt der Philosoph David Chalmers. Noch fehlten einige Aspekte des echten Lebens, manche Dinge wie Sex, Hunger, Geburt oder Tod ließen sich vielleicht nicht übertragen, „aber gib dem ein paar Jahre, dann haben wir zumindest eine Matrix-artige VR, die kaum unterscheidbar ist von unserer Art Realität.“ Und für manche könnte sie vielleicht sogar besser sein, sagt Metzinger: „Es ist ja nicht so, dass das, was wir jetzt haben, besonders gut funktioniert.“

Manche Nutzer bestehen darauf, schon jetzt Umarmungen im Virtuellen zu spüren – auch wenn das nicht sein kann. Aber auch im echten Leben werde Nähe allzu oft nur halluziniert, sagt Metzinger: „Sie ist nicht echt, sondern in kulturell eingebetteten Gehirnen erzeugt.“ Wie oft hören wir Sätze wie Er hat mir die ganze Zeit etwas vorgemacht! Wieso sollte man es verurteilen, wenn sich Menschen andere Realitäten suchen, die sie glücklich machen? Die für sie besser funktionieren? „Man hat dort andere Kanäle“, sagt Metzinger. Für viele ist das eine Chance, von diesem Körper unabhängiger zu sein, dem sie bisher auf Gedeih und Verderb ausgeliefert waren.

Cattz zum Beispiel. Für Cattz ist dieser Körper wie ein Klotz am Bein. Wer den US-Amerikaner im Virtuellen treffen will, muss schnell sein. Er verwandelt sich in wenigen Sekunden vom Starwars-Krieger in eine kleine Katze, dann in ein Mischwesen aus Hase und Maus, schließlich in ein gruseliges Monster und wieder in einen Krieger. Er springt vom einen in den anderen Raum, spielt hier ein Spiel und mischt sich dort in eine Diskussion ein, um gleich wieder zu verschwinden. Wer hinterherkommt und ab und zu einen Spruch überhört, a la „Du bist sicher eine hübsche junge Frau, komm mich doch mal besuchen“, der kann viel Spaß mit ihm

haben. Er hilft bei jeder Frage, er zeigt die besten Spiele, er klettert auf Bäume und hinter Mauern und zeigt alle Geheimnisse der Virtuellen Realität.

Man möchte ihn festhalten und rufen: Stopp, Cattz, wer bist du eigentlich? Jeder kennt ihn hier, er scheint immer online zu sein. Wer es schafft, ihn festzuhalten, in einem privaten Raum in Altspace, geschlossen für andere Nutzer, bekommt Stichworte zugeworfen: er lebt in Spokane, USA, ist schwer herzkrank, hat fünf Kinder verteilt über die USA von zwei Ex-Frauen, keinen Kontakt zu diesen und ist einsam, lebt von Frührente, ist ziemlich pleite und hat laut seiner Ärzte noch etwa drei Jahre zu leben. „Ich fliehe vor meinem echten Leben“, sagt er ganz offen, „hier ist es schöner.“

Hier kann er einen Körper beziehen, der jung und fit ist, hier kann er überall dabei sein. Auf seiner Freundesliste in Altspace stehen 2000 Namen. Nicht alle sind begeistert. Für Sana ist er ein Flegel, ein oberflächlicher Zeitgenosse, das hat sich schon bei ihrem ersten Treffen manifestiert, als er hörte, dass sie Araberin ist und sie fragte: „Bist du eine Bauchtänzerin?“

Aber ist er nicht arm dran? „Naja noch ist er nicht gestorben – und er spricht schon seit mehr als einem Jahr davon.“ Chris Duguid findet ihn „sozial ein wenig seltsam“, er mache Witze, die vor 35 Jahren lustig waren, „aber er ist schon ok“. Er gehört zu dieser Gemeinschaft wie der Klassenclown zu einer Klasse. Wie im echten Leben hat auch hier jeder seine Rolle.

Am Ende stirbt Cattz tatsächlich auf eine gewisse Art. Er verschwindet von einem Tag auf den anderen. Ein Lehrstück, was geschieht in dieser Zukunft, wenn ein virtueller Körper von seinem Bewusstsein getrennt wird – und anders herum.

Erstmal wundert sich keiner der 2000 Freunde. Immer wieder sind Menschen hier verschwunden. Wahrscheinlich haben sie ihr Glück dann doch in der anderen

Realität gefunden, mutmaßen sie hier. Das ein oder andere Pärchen, das sich hier gefunden hat, ist sang- und klanglos verschwunden. Kein Wunder, sagen sie hier, für das Liebesleben hat die echte Welt eben doch Vorzüge. Wer hier weg ist, ist weg. Noch gibt es kaum Verbindungen zwischen diesen beiden Welten. Aber Cattz? Ob ihm etwas zugestoßen ist?

Zunächst ist es schwierig herauszubekommen, was überhaupt passiert ist. Es gibt kein Lebenszeichen, E-Mails laufen ins Leere, das Facebook-Profil ist verwaist, und die Plattform Steam, auf der man schauen kann, wer seiner Freunde gerade welches VR-Spiel spielt, weiß nur, dass Cattz seit zwei Monaten nicht mehr online war.

Schließlich taucht ein Foto auf Facebook auf, ein brennendes Haus, dazu ein Link zu einem Zeitungsartikel: ein Großbrand in einem Wohnhaus in Wichita-Falls, Kansas, dazu ein Video von Feuerwehrleuten, die atemlos berichten, dass sie keine Chance hatten gegen das Feuer. Das letzte Bild der Fotogalerie zeigt die Grundmauern. „Ich war in diesem Feuer“, schreibt Cattz darunter. Zwei seiner virtuellen Freunde markieren den Beitrag mit traurigen Emoticons, keiner kommentiert ihn. Dann wieder Schweigen.

Irgendwann ein Post über den Facebook-Messenger, eine Chat-App fürs Smartphone. Ein widerwilliges „Ich bin ok“ auf unzählige besorgte Nachfragen, daraufhin über Tage Lebenszeichen im wahrsten Sinne des Wortes: morgens „bin wach“, abends „gehe schlafen“, dazwischen: nichts. Äußerungen des Körpers, in dem Cattz gefangen ist seit jenem Brand, der nicht nur sein Zuhause verschlungen hat, sondern auch seinen Computer und sein Virtual Reality Headset. Das Tor zu seinem Leben ist weg. „Cattz, ich komme dich jetzt besuchen.“ „Komm nicht, ich bin hässlich.“ Tags darauf: „Ich bin eklig. Ich warne dich.“

Aber das stimmt nicht. Sein biologischer Körper hat die Gestalt eines bärenhaften väterlichen Nerds. Zwischen den langen grauen Haaren und dem grauen

Bart ein junges Gesicht und Augen, die an einen seiner Avatare erinnern: manchmal blitzen sie so unternehmungslustig wie die des kleinen Maushasen. Wäre da nicht der Körper, der die Unternehmungslust ausbremst, der ihn schwer atmen lässt, sobald er sich schneller bewegt und der ihn die meiste Zeit auf dieser fleckigen Matratze hält, hier in einem Kellerraum in Spokane. Eine trostlose amerikanische Stadt in Washington, gerade weit genug weg von der Westküste, dass hier auch Normalverdiener leben können. Um zu überleben vermieten sie stinkende, schmutzige Kellerräume für 400 Dollar im Monat. Mehr kann Cattz nicht bezahlen.

Doch viel schlimmer für ihn: sein Headset ist verbrannt. Und er wird lange sparen müssen, um sich irgendwann ein neues kaufen zu können. Lieber verzichtet er auf Essen.

Es ist schwer zu ertragen, die Tage mit einem Mann, der nur unfreiwillig im echten Leben ist. Er verlässt sein Zimmer nur in Notfällen, vor allem dann, wenn dieser biologische Körper nach Essen oder Trinken verlangt. Dann geht er zu TacoBell, weil ein Fünf-Dollar-Menü von dort auch noch fürs Abendessen reicht, und weil er den 1-Liter-Colabecher kostenlos erneut auffüllen darf, so oft er will. Das tut er zuletzt beim Rausgehen, der Becher steht stets halbgefüllt neben der Medikamententasche auf dem kleinen Tisch in seiner Keller-Gruft. Fünf Herztabletten am Tag, drei Becher Cola Zero, ein paar Scheiben Toastbrot. Er will nicht raus, will niemanden treffen. „Menschen sind mein Problem“, sagt er, „sie mögen mich nicht.“

Am nächsten Tag, seinem 52. Geburtstag, investiert er seinen letzten Dollar in eine Cola. Erst in drei Wochen bekommt er wieder Rente. Wovon lebt er bis dahin? Er zuckt mit den Schultern. Leben ist sowieso relativ ohne Headset. Er wird sich so bald keines leisten können. Er ist jetzt nicht mehr Cattz sondern Mark, ausgespuckt von seinem virtuellen Körper, gewaltsam und unfreiwillig gelandet in dieser anderen Welt, die angeblich sein echtes Leben sein soll. Per Definition mag das stimmen, er lebt jetzt

wieder in diesem Körper, mit dem er einst auf die Welt gekommen ist. Aber es Leben zu nennen, das wäre Euphemismus. Cattz hat sein Leben verloren.

Die digitale Infektion

Beim Messengerdienst Telegram vernetzen sich Corona-Kritiker. Aber Verschwörer und Rechtsradikale nutzen die Pandemie für ihre Zwecke – wie am Wochenende in Berlin. Die Geschichte einer Radikalisierung.
https://projekte.sueddeutsche.de/artikel/digital/corona-krise-die-digitale-infektion-auf-telegram-e302945/

Von Sabrina Ebitsch, Lea Gardner, Christian Helten, Malte Hornbergs, Stefan Kloiber, Hannes Munzinger, Antonie Rietzschel, Lisa Schnell, Martina Schories, Vanessa Wormer, Süddeutsche Zeitung, 04.08.2020

Wer von Ökodiktatur spricht, hat das Problem nicht verstanden

Die Erderhitzung ist eine Gefahr, die sich von allen anderen unterscheidet. Sie erfordert neues Denken, neue Antworten – aber natürlich keine Ökodiktatur.

Jonas Schaible, t-online.de, 19.11.2019

Wenn man in diesen Tagen verschiedenen Politikern dieselbe Frage stellt, nämlich für welche Art von Problem sie die Erderhitzung halten, dann lautet die erste Erkenntnis, dass unter den Vernünftigen niemand mehr bestreitet, dass sie ein ernstes Problem ist. Auch nicht im sehr konservativen Lager.

Eine zweite Erkenntnis lautet aber, dass die Klimakrise von vielen immer noch als ein normales Problem verstanden wird, dem grundsätzlich zu begegnen ist wie anderen Problemen auch.

Nur ist sie das nicht. Sie ist ein Problem ganz eigener Qualität, und das heißt, dass man auf sie anders reagieren muss.

Um Missverständnissen, bewussten wie unbewussten, vorzubeugen, sei gesagt, dass sie mitnichten das einzige Problem ist, um das sich Politik kümmern sollte, auch wenn sie über kurz oder lang mit allen anderen Problemen interagiert. Wichtig ist zunächst die Einsicht, dass die Klimakrise das übliche Denken herausfordert, dass sie auch Widersprüche erzeugt, die man sich bewusst machen muss, bevor man produktiv mit ihnen umgehen kann.

Man kann, darum geht es, der Klimakrise nicht mit den eingeübten Mechanismen der Vernunft begegnen und auch nicht mit den üblichen Mitteln der Politik.

Der erste Grund dafür liegt im schieren Ausmaß der anstehenden Veränderung. Der Mensch als Art, also der Homo sapiens, entwickelte sich vor rund 300.000 Jahren in einer Phase, in der sich ausgedehnte Eiszeiten mit kurzen Warmzeiten

abwechselten. Vor etwa 20.000 Jahren begann es, wieder etwas wärmer zu werden und vor etwa 11.700 Jahren stabilisierte sich das Klima.

Erdhistorisch gesehen im nächsten Moment schufen Menschen die ersten Siedlungen, damals unterschied sich das Klima nicht wesentlich von heute. Gut möglich, dass nur unter den Bedingungen dieses stabilen Weltklimas das entstehen konnte, was wir Zivilisation nennen.

Diese Phase geht gerade zu Ende, wenn nicht sehr schnell sehr radikal Treibhausgasemissionen zurückgefahren werden.

Die Erderhitzung, die selbst dann am Ende des Jahrhunderts zu erwarten wäre, würden alle Staaten ihre selbst gesteckten Klimaziele einhalten, liegt Prognosen zufolge zwischen 2 und 4 Grad Celsius gegenüber der vorindustriellen Zeit. Möglicherweise weit darüber. Dann nämlich, wenn die sogenannten Kipppunkte erreicht werden, wenn das Eis an den Polen schmilzt, die Permafrostböden tauen, der Amazonas-Regenwald stirbt und sich der Prozess selbst verstärkt.

Es war zwar zwischendurch schon einmal viel wärmer als heute, als schon Menschen lebten. Aber eine drei oder vier Grad wärmere Erde hat noch kein Mensch gesehen. Wenn sich nichts ändert, werden Kinder, die heute geboren werden, noch eine heißere Welt erleben als jemals irgendein Mensch zuvor.

Niemand weiß, ob Zivilisationen, wie wir sie kennen, in einer drei oder vier oder fünf Grad heißeren Welt existieren können. Der Mensch ist ungemein anpassungsfähig, aber es wäre ein Experiment mit ungewissem Ausgang.

Solange das Klima stabil war, konnte man daran glauben, dass der Mensch losgelöst von der Natur existiert. Darauf gründen schließlich die moderne Gesellschaft und das moderne Denken: auf der Verfügbarkeit der Natur und ihrer Differenz zum Menschen. Der Mensch baggert und bohrt und betoniert und rodet und schürft und pumpt und mehrt so seinen Wohlstand. Er unterscheidet Kultur und Natur, Denken und Instinkt, Mensch und Tier.

Nur, das rückt jetzt wieder ins Bewusstsein, ist der Mensch Teil der Natur, nicht in einem esoterischen Sinne, sondern ganz unmittelbar körperlich: Er schwitzt, friert, hungert, dürstet, baut Nahrung an. Wenn sich das Klima verändert, spürt er das.

Da sich das gesamte Klima ändert, trifft es alle Menschen überall, die Klimakrise ist anders als normale politische Probleme nicht räumlich und zeitlich beschränkt. Es gibt keine Lebensbereiche, die nicht von einer Erderhitzung betroffen sind, und es gibt keine Regionen, die nicht betroffen sind. Selbst am Polarkreis brennen Wälder.

Alles, was alle Menschen tun und sind, wird durch die Erderhitzung beeinflusst. Es gibt kein Außerhalb der Klimakrise.

Politik ist menschengemacht und was menschengemacht ist, ist dem menschlichen Einfluss zugänglich. Normale politische Probleme können jetzt gelöst werden oder später oder nie. Selbst ein Krieg kann prinzipiell zu jedem Zeitpunkt beendet werden, wenn sich alle Seiten darauf einlassen. Normale politische Probleme sind verfügbare Probleme, weil das Handeln zu einem Zeitpunkt die Handlungsmöglichkeiten und Notwendigkeiten zu einem späteren Zeitpunkt nur beeinflusst, aber nicht bestimmt.

Die Erderhitzung ist anders, ist nicht beliebig verfügbar. Sie kann entweder sehr schnell noch eingedämmt werden, oder sehr bald nicht mehr, weil dann Kipppunkte aktiviert werden und sich der Prozess der Erhitzung dem Zugriff des Menschen entzieht.

Bernd Ulrich, der stellvertretende Chefredakteur der "Zeit", bezeichnet in seinem Buch "Alles wird anders" die Klimakrise als kumulativ: Jedes Molekül eines Treibhausgases, das in diesem Jahr ausgestoßen wird, muss nächstes Jahr zusätzlich eingespart werden. Mit jedem Moment der Verzögerung wächst die Aufgabe im nächsten Moment. Je länger wir nichts tun, desto schwerer wird es, zu handeln, desto höher werden die Kosten und desto einschneidender die notwendigen Maßnahmen.

Das widerspricht der Gewohnheit und auch den üblichen Methoden politischen Handelns.

Daraus folgt eine Tatsache, die der Intuition sogar noch stärker widerspricht. Sie lautet, auf eine Formel gebracht: Veränderung ist Bewahrung, Bewahrung ist Zerstörung, Mäßigung ist Übermaß.

Es gibt keine Möglichkeit mehr, unsere Art des Lebens im fossilen Kapitalismus einfach zu erhalten. Der Status quo ist nicht erhaltbar. Erst recht gibt es keine Rückkehr in ein Früher, in einen Status quo ante. Veränderung ist an dem Punkt, an dem wir stehen, unausweichlich. Die Frage ist allein, wie diese Veränderung aussieht und ob sie gesteuert wird.

An diesem Punkt müssen wir mit ganz neuen Wirkungszusammenhängen zurechtkommen: Nur wer möglichst schnell, aber kontrolliert radikale Veränderungen anstößt, kann die Lebensweise, wie wir sie gewohnt sind, näherungsweise erhalten. Wer dagegen noch eine Weile an genau dieser Lebensweise festhält, garantiert, dass sie sich künftig radikal, aber unkontrolliert verändert.

Damit kehren sich auch die Bedeutungen der üblichen politischen Identitäten um: Der Konservatismus, erst recht aber reaktionäre Haltungen, werden plötzlich revolutionär. Revolutionäre oder radikale Forderungen nach Veränderung werden ihrem Wesen nach konservativ.

Solche Sätze klingen zunächst verdächtig nach George Orwell, nach Formeln wie "Krieg ist Frieden" oder "Freiheit ist Sklaverei". Wir sind darauf trainiert, in ihnen Manipulation zu vermuten. Nur ändert sich angesichts der Klimakrise die Bedeutung der Begriffe nicht, wohl aber die Mittel, sie zu sichern.

Dasselbe gilt für die Idee der Freiheit. Auch hier müssen wir mit einer Verkehrung des Gewohnten leben: Klassischer Liberalismus, verstanden als Freiheit, sich für alles (also auch die fossile Lebensweise) und gegen alles (also auch Klimaschutz) zu entscheiden, sichert keine Freiheit, er zerstört sie unweigerlich.

Weil die Aufgaben mit jeder aufgeschobenen Gegenmaßnahme immer größer, die notwendigen Einschnitte wirksamer Klimaschutzpolitik immer tiefer oder im Fall des Nichthandelns die Folgen immer existenzieller werden, wird Freiheit zu einer Art knappem Gut: Je mehr Freiheit zum Nichthandeln wir uns jetzt herausnehmen, desto weniger Freiheit werden schon jetzt geborene Kinder als Erwachsene haben.

Schon kleine Schwankungen des Klimas haben gravierende Folgen: Es gibt beispielsweise Forscher, die einen Vulkanausbruch 1783 für steigende Brotpreise und den Ausbruch der Französischen Revolution mit verantwortlich machen. Schon ein

einziger Dürresommer in Europa 2018 führte dazu, dass die Getreideernte in diesem Jahr weltweit den Bedarf nicht mehr deckt (noch gibt es aber Reserven).

David Wallace-Wells zitiert in seinem Buch "Die unbewohnbare Erde" Berechnungen, wonach die Erderhitzung bis zum Ende des Jahrhunderts das globale Bruttosozialprodukt um mehr als 20 Prozent senken könnte, verglichen mit einer Welt ohne Erderhitzung, wie wir sie gewohnt sind – das wäre ein tieferer Einschnitt als durch die "Great Depression" von 1929.

Gegenden, die von verheerenden Naturkatastrophen getroffen werden, brauchen Monate und Jahre, um sich davon zu erholen. Wenn Naturkatastrophen häufiger und heftiger auftreten, könnten viele Gesellschaften aus dem reaktiven Wiederaufbau gar nicht mehr herauskommen. Jeder Versuch, dauerhaft Infrastruktur aufzubauen, könnte dann scheitern.

Unter diesen Bedingungen würde Freiheit zu einer bloßen Behauptung – faktisch würde das Leben der meisten Menschen von existenziellen Notwendigkeiten bestimmt.

An dieser Stelle wird die Klimakrise zur ernsthaften demokratietheoretischen Herausforderung, auch wenn "Fridays for Future" nur das Einhalten des Pariser Abkommens einfordern, also etwas, wozu sich Staaten freiwillig verpflichtet haben. Man braucht nur eine einzige Annahme für so etwas wie eine Letztbegründung der Demokratie, nämlich die Gleichheit aller Menschen. Dann gilt nämlich, dass kein einzelner Mensch beanspruchen kann, zu wissen, was gut und richtig ist. Also ist nur ein politisches System legitim, in dem alle Gleichen gemeinsam im Prozess definieren, was gut und richtig ist: Demokratie.

Nur muss die Erderhitzung eben jetzt bekämpft werden oder in wenigen Jahrzehnten wird Freiheit unkontrolliert aufgezehrt, durch Naturkatastrophen, kollabierende Wirtschaften und permanenten existenziellen Notstand. Unter diesen Umständen wird die gemeinsame Suche nach dem Guten und Richtigen so sehr eingeschränkt sein, dass von einem demokratischen Prozess kaum noch die Rede sein kann.

Daraus folgt: Wer heute daran festhält, dass es kein politisches Ziel geben kann, das infrage steht, solange Freiheitsrechte und Menschenrechte gewahrt werden, zerstört die Bedingungen künftigen demokratischen Handelns. Wer aber deshalb jetzt wirksamen Klimaschutz als politisches Ziel für unverhandelbar erklärt, verstößt jetzt gegen den Urgrundsatz der Demokratie.

Das ist ein echtes Dilemma, es ist also nicht aufzulösen und nicht wegzubekommen. Wer nur eine Seite davon betrachtet, macht es sich unzulässig einfach.

Wegen dieser demokratischen Herausforderung sind überzeugte Klimaschützer_innen wie Greta Thunberg oder von "Extinction Rebellion" in den Ruf geraten, Antidemokrat_innen zu sein – nicht wegen ihrer ideologischen Sturheit, die ihnen mitunter auch gezielt vorgeworfen wird, um sie zu delegitimieren.

Es mag gewiss auch einige Antidemokrat_innen in der Klimaschutzbewegung geben, doch der große Rest, zu dem auch Greta Thunberg gehört, handelt ebenso wie seine Gegner in einer Lage, die keinen guten Ausweg bietet. Man kann unter den Bedingungen der Erderhitzung die Demokratie, wie wir sie kannten, nicht nicht strapazieren.

Trotzdem ist die oft gestellte Frage, ob man lieber in einer Ökodiktatur die Erderhitzung eindämmen oder in einer Demokratie die Erderhitzung geschehen lassen wolle, Spiegelfechterei, ein Rätsel ohne Nutzen, ein Scheinproblem. Ausgerechnet das populärste Dilemma in diesem Zusammenhang ist in Wahrheit gar keines.

Das liegt an der Natur einer Diktatur: In autoritären Systemen verliert der Einzelne, der in einer Demokratie politisches Subjekt war, das frei politisch handeln kann, seine Handlungsfähigkeit. Er kann nur noch mit Bezug auf das Herrschaftssystem handeln: sich dagegen auflehnen oder das tun, was von oben als möglich vorgegeben wird. Er kann sich nicht entscheiden, was er fordern und umsetzen will – und könnte er es, würde er von oben nicht eingeschränkt, läge keine Diktatur mehr vor.

Was politisch gewollt und getan wird, liegt in autoritären Systemen in der Hand der wenigen Herrschenden, die erfahrungsgemäß auf Bereicherung und Korruption

setzen, also die unwahrscheinlichsten Klimaschützer sind. Aber selbst wenn sie als Klimaschützer anträten, könnte niemand kontrollieren, ob sie es wirklich umsetzen, sobald sie an der Macht wären.

Man kann sich also für Klimaschutz oder gegen Klimaschutz in einer Demokratie entscheiden, aber man kann sich nicht für oder gegen Klimaschutz in einer Diktatur entscheiden – man kann sich nur für eine Diktatur entscheiden und dann zum Untertan werden.

Die wahre Frage, die vom Gerede einer Ökodiktatur verdeckt wird, lautet, wie sehr gewählte demokratische Führung bereit ist, ihre eigenen Handlungsoptionen zu nutzen und Klimaschutz auch dort einzufordern und anzustoßen, wo nicht in jedem Einzelfall schon Umfragemehrheiten existieren.

Das nämlich darf sie selbstverständlich, sie darf dann versuchen, dieses Handeln zu begründen, zu verteidigen, Menschen zu überzeugen, und sich ihnen dann gegenüber zu verantworten – auch in freier Wahl. Demokratische Repräsentation muss nicht wie eine Maschine vermuteten Volkswillen exekutieren – sie behält ihre demokratische Handlungsfähigkeit und darf nach bestem Wissen und Gewissen auch: führen.

Und das ist auch der einzige Ausweg aus dem Dilemma: Jetzt alle demokratischen Mittel der Überzeugung zu nutzen, um die Bedingung der Möglichkeit von Demokratie auch in Zukunft zu erhalten. Aus Angst vor Gelbwesten mit den Achseln zu zucken, ist dagegen Kapitulation der Demokratie vor sich selbst.

Dass wir überhaupt an diesem Punkt stehen, an dem der Zeitdruck derart überwältigend geworden ist, liegt natürlich auch an Eigenarten der Klimakrise und der sie kommunizierenden Systeme.

Wissenschaft ist ein strukturell vorsichtiges Unterfangen. Wissenschaftler behandeln nur das als gesichertes Wissen, was wirklich über jeden Zweifel erhaben ist, und sie erheben den Zweifel zur Tugend. Sie haben deshalb Tempo und Dramatik der Erderhitzung eher übervorsichtig kommuniziert und konnten gar nicht anders, ohne aus der Rolle zu fallen und ihre Autorität zu riskieren.

Sogar diese vorsichtigen Warnungen wurden allerdings von großen Teilen der Öffentlichkeit als schrill und alarmistisch verstanden.

Das liegt auch an gezielten Kampagnen, die Zweifel säen sollten, aber auch daran, dass das Phänomen derart existenziell und unerhört ist, und daran, dass das Ende der Welt, wie wir sie kannten, notwendigerweise unwahrscheinlich erscheint – umso mehr, weil Endzeitprognosen bisher immer falsch waren, weil "die Apokalypse (...) auserzählt" ist, wie der "Zeit Online"-Redakteur Johannes Schneider in einem Essay argumentiert.

Auch Medien trugen ihren Teil dazu bei: Sie haben im Bemühen, zu vereinfachen, die steigenden Meeresspiegel zum Symbol der Erderhitzung gemacht. Dass Eis schmilzt, ist die am einfachsten verständliche Folge einer sich erwärmenden Erde. Nur trug genau das dazu bei, dass wenig Dringlichkeit empfunden wurde: So ein Meeresspiegel steigt langsam und nur an den Küsten, man hat Zeit, Deiche und Dämme zu bauen. Insofern muss man also feststellen: Gerade die Vereinfachung hatte Verharmlosung zur Folge.

Der wahre Schrecken liegt in der Wechselwirkung, in sich selbst verstärkenden Prozessen, in der Gleichzeitigkeit von Dürren und Starkregen, Waldbränden und Überschwemmungen, Stürmen und Meeresspiegelanstieg überall auf der Welt, also: in der Komplexität.

Doch bis vor Kurzem haben sich Medien selbst eingeredet, die Klimakrise lasse sich so schlecht erzählen, gerade weil sie so komplex und strukturell sei – und erst festgestellt, dass das nicht stimmt, als sie aufgehört haben, sich selbst glauben zu wollen.

Will man sich nun von der Problembeschreibung einer Lösung zuwenden, muss man sich zwei weitere Paradoxien bewusst machen. Einerseits ist da diese Merkwürdigkeit, dass es seit Ewigkeiten in den Warnungen "fünf vor zwölf" ist: Wer vor der Erderhitzung warnt, sagt am Ende meist, dass noch Zeit sei, um zu handeln. Das stimmt wahrscheinlich, vielleicht stimmt es nicht mehr oder bald nicht mehr, auf jeden Fall wirkt es merkwürdig ritualisiert und damit unglaubwürdig.

Aber es gibt keine Alternative: Nur wenn wir die eigene Handlungsfähigkeit behaupten, können wir handlungsfähig bleiben.

Weil die Erderhitzung nicht nur, wie in diesem Text ausgeführt, ein qualitativ neues politisches Problem ist, sondern auch ein graduelles, weil also jedes Zehntelgrad mehr oder weniger spürbare Folgen hat, hätte Nichtstun noch katastrophalere Folgen als fast nichts tun.

Zuletzt ist da das Problem, dass jede Maßnahme gegen die Erderhitzung nur einen kleinen Teil beitragen kann und dass zu den notwendigen Maßnahmen auch neue Technik gehört, die es beispielsweise erlaubt, im großen Stil CO2 aus der Atmosphäre abzusaugen und zu binden. Ohne diese neuen Technologien, die wir im Grundsatz kennen, aber noch nicht wirklich nutzen können, wird es nicht gehen, sagt auch der Weltklimarat. Wir müssen also auf diesen Gott als Maschine hoffen. Aber wenn wir uns darauf verlassen, dass wieder einmal Technik die Lösung bringen wird, wird uns auch dieser Gott nicht helfen können.

Gut möglich, dass es dafür sowieso zu spät ist, dass spätestens die Kinder der Kinder, die in diesen Tagen auf die Welt kommen, eine Welt erleben, die wir nicht mehr wiedererkennen würden. Wenn eine Chance bestehen soll, dann ist dafür dies die Voraussetzung: nicht nur anzuerkennen, dass die Klimakrise Wirklichkeit ist, sondern auch die Wirklichkeit der Klimakrise anzuerkennen.

Der Ausbruch

Covid-19 fand seinen Weg auf die sensiblen Krebsstationen des UKE und tötete elf Menschen. Die Angehörigen suchen ein Leben nach dem Unglück und fordern Antworten. Was geschah in Hamburgs renommiertester Klinik? Die Rekonstruktion einer Tragödie.

Von Christoph Heinemann und Jens Meyer-Wellmann, Hamburger Abendblatt, 29.08.2020

Am Ende bleibt nichts, außer es zu akzeptieren und Frieden zu suchen. Nur wie das gehen soll, hat den Angehörigen niemand gesagt. In Büsum legt der alte Krabbenkutter MS „Hauke“ ab und fährt hinaus auf die See. Die Enkel von Niels Boldt halten die Urne in einer Kabine an Deck gegen den Wellengang fest, seine Tochter ermahnt sich zu lächeln, wie sie später erzählt. Sie trägt eine gelbe Bluse unter der Jacke. Er hat ihnen verboten, traurig zu sein. Ganz sicher würde er jetzt einen Spruch reißen und seine Augen leuchten wie die eines Teddybären. Drei Seemeilen vor der Küste lassen sie die Reste seines Lebens zu Wasser. Die Urne versinkt schnell.

In Altona wählt die Tochter von Anne-Christa Falk hastig die Nummer des Bestatters, als der Leichnam ihrer Mutter bereits auf dem Weg in das Krematorium ist. „Ist Mama schon eingeäschert worden?“, fragt sie. „Wenn nein, müssen wir es stoppen.“ Sie hat Angst, dass die Staatsanwaltschaft den Körper noch nicht obduziert hat, dass Spuren eines Verbrechens verloren gehen. „Okay, wir warten“, sagt der Bestatter. Die Tochter von Anne-Christa Falk glaubt, dass sie Gerechtigkeit wollen würde.

In Anderlingen im Kreis Rotenburg ist der Körper von Ines Brandtjen aufgebahrt. Dem Bestatter wurde „dringend empfohlen“, den Leichensack nicht zu öffnen, wegen der Ansteckungsgefahr. Für die Angehörigen fand er dennoch einen Weg. Ihre Eltern beugen sich ein letztes Mal über den Körper ihrer Tochter, sie ist blass und trägt eine Jacke, um die Wunden der Behandlung zu verbergen. Eine

Perücke sitzt da, wo ihre blonden Haare einst waren. Die Eltern fahren nach Hause, sie nehmen starke Tabletten, um einschlafen zu können.

Für sie ist es nicht vorbei. Und es sollte nicht so enden.

Die Geschichte dieser drei Menschen sollte weitergehen. Niels Boldt, 74 Jahre alt, sollte lachend mit seiner Braut in einem Cadillac durch Las Vegas fahren. Anne-Christa Falk, 83 Jahre alt, in ihrer großen Wohnung in Altona sitzen und lesen, kochen, den Abend ihres Lebens genießen. Ines Brandtjen, 21 Jahre alt, sollte weiter studieren, sich verlieben, ihren Träumen nachjagen. Es sollte keine Ermittlungen der Staatsanwaltschaft geben und keine Fragen. Vor allem keine Zweifel daran, dass es einen Ort gab, an dem alles getan wurde, diese Leben zu schützen: das renommierteste Krankenhaus Hamburgs, eines der besten der ganzen Republik.

Im UKE an der Martinistraße herrscht an einem heißen Augusttag so etwas wie der neue Normalbetrieb. Auf der Intensivstation liegen noch sechs Corona-Patienten. Ein Team aus erfahrenen Virologen testet einen Impfstoff, in der zweiten Phase, die Hoffnungen sind groß. Vor der Onkologie, dem siebenstöckigen Stolz des Klinikums, stehen Wachleute. Wer noch in die sensiblen Bereiche darf, muss durch eine Schleuse, sich mit Kittel und Maske verkleiden. Spezialfilter reinigen die Luft.

„Die haben uns gesagt, da drin könnte nicht einmal ein Brot verschimmeln“, sagt die Mutter von Ines Brandtjen. Eine Krankenschwester meint: „Wir müssen alle damit leben, dass es schrecklich schiefgegangen ist.“ Ein Mitarbeiter der Sozialbehörde sagt: „Mein Gott, man kann es einfach nicht begreifen.“

Der Erreger Sars-CoV-2 hat das UKE an seiner empfindlichsten Stelle getroffen. Er fraß sich im Frühjahr durch die Onkologie, infizierte 40 Mitarbeiter und 22 Patienten. Erst mit wochenlanger Verzögerung wurde der Ausbruch bekannt, das UKE beteuerte, die Lage sei unter Kontrolle. Es versprach Transparenz, aber betonte, alles richtig gemacht zu haben. Es verschickte knappe Pressemitteilungen, als das Sterben begann. Kaum vier Sätze pro Mensch, am Ende elf Verstorbene, keine Antworten.

Wie konnte das bloß passieren?

Nach Recherchen des Hamburger Abendblatts waren die elf verstorbenen Krebspatienten keineswegs sicher dem Tod geweiht. Das Virus tötete sie, nicht der

Krebs. Das ergab die Untersuchung der Rechtsmedizin. Einen der beiden Feinde hätten sie besiegen können. Und leben. Ein paar Monate, ein Jahr, fünf Jahre, zehn Jahre, vielleicht länger.

Es ist nicht klar, ob es einen Schuldigen gibt. Vielleicht keinen, außer dem Coronavirus. Darüber sagt diese Geschichte, die sich aus den Schilderungen von Hinterbliebenen und Mitarbeitern, aus WhatsApp-Verläufen, Dokumenten, Mails und Behandlungsverläufen ergibt, viel aus – genau wie über ein Krankenhaus, zu dessen Selbstbild die Geschehnisse nicht passen. Vielleicht hätte nichts davon geschehen müssen, wenn jemand achtsamer gewesen wäre. Eine Reinigungskraft, ein Arzt, ein Patient, Wissenschaftler in einem Institut, das Gesundheitsamt. Ein Klinikum in seiner wichtigsten Stunde.

10. Januar 2020:

Ines Brandtjen ist daheim. Sie läuft durch das Haus am Rand des Dorfes und singt Lieder aus „Mary Poppins“, draußen deckt Frost die Felder. Schon im Krankenhaus hat sie ihr Zimmer zur „Fun Zone“ erklärt. Zu Hause gibt es für sie keinen nächsten Block der Chemotherapie, keine Leukozyten, keinen verdammten Krebs.

Sie war gerade nach Bonn gezogen, zum Studieren, als sie es feststellten. Ines Brandtjen fühlte sich erkältet. „Kein Wunder“, sagte ihre Mutter. Ines Brandtjen ist amtierende Jungschützenkönigin im Dorf, bei einer Feier kurz zuvor trug sie nur einen knappen Rock.

Dann brach sie plötzlich zusammen, an einer Bushaltestelle.

„Ich habe mich nur hinsetzen müssen“, sagte sie. Ihre Mutter, eine Frau von trockener Klugheit, sagt: „Sie sieht sich nie so krank, wie sie ist.“

Als die Diagnose kam, tippte Ines Brandtjen „aggressive lymphatische Leukämie“ in ihren Laptop. Eine Art von Kinderkrebs, sehr gut behandelbar, stand da. Schon klickte sie das Fenster weg. „Das stehe ich durch.“

Die Mutter und ihre Tochter reden noch oft über Tansania, da waren sie wenige Wochen vor der Diagnose, es war Ines' Idee, die Mutter hat danach ein Savannenbild in das gelb gestrichene Wohnzimmer gehängt. Zu Hause reden sie plattdütsch miteinander.

Ines backt, große Torten, manchmal dauert es den ganzen Tag. Ihre Eltern essen und freuen sich, dass sie da ist. Wenn die Werte stimmen, muss sie wieder ins UKE. „Vollständige Heilung", das hat der Arzt gesagt. Das ist das Ziel.

19. Januar:

Eigentlich passt ihm die Transplantation gerade gar nicht. Niels Boldt hat die Flüge gebucht, im Juni soll es losgehen, Las Vegas, ein Elvis-Imitator, noch einmal Ja sagen. Seine Frau hält es nun schon 50 Jahre mit ihm aus, zwei wie Feuer und Wasser, sie ruhig, er immer mit Hummeln im Hintern. Manchmal übertreibt er es, wie auf dem Foto neulich, als er so tat, als wolle er ihr an die Brust fassen, und dabei bübisch grinste.

„Jeder Tag war schöner als der andere, wirklich", sagt seine Frau später und reibt ihren Ehering. Seit sie damals, vor fast genau 50 Jahren, ihm bei einer Gartenparty die Erdnüsse reichte. „Er war so ein Typ, ne. Er hätte gleich überall mit mir hingehen können."

Niels Boldt liegt in seinem Bett auf Station C6A, Stammzellentherapie. „Ja Mensch, das ist ja nicht so doll", hat er gesagt, als die Diagnose kam. Aber er hat den Krebs schon einmal besiegt, vor 15 Jahren. Wenn die Schwestern kommen, begrüßt er sie mit einem Spruch. „Mensch, der hat immer so gute Laune", sagt eine von ihnen.

25. Januar:

Die Berichte aus China sind schlimm. Das neuartige Coronavirus breitet sich dort rasant aus, das UKE berät sich im Netzwerk internationaler Spitzenkliniken. Das Erbgut des Virus wird entschlüsselt. Die Suche nach möglichen Medikamenten und Impfstoffen beginnt. Ein offenes Feld.

30. Januar:

Ein Anruf kam, es war wieder ein Bett frei. Der nächste Block der Chemotherapie. Das Präparat bombardiert den Körper samt den Krebszellen, danach muss er sich erholen. Bei jungen Menschen geht das schnell.

Ines Brandtjen hat einen sogenannten 41-Wochen-Plan erhalten, für ihre gesamte Behandlung. Mehr als die Hälfte ist bereits geschafft.

8. Februar:

Anne-Christa Falk hat auf einmal Mühe, aus dem Stuhl zu kommen. Sie ist eine stolze Dame, lange Chefsekretärin gewesen bei der Dresdner Bank, zwei Kinder großgezogen. Sie hat einen Kleingarten an der Elbgaustraße, ist gern draußen, geht ins Theater, einkaufen in ihrem Altona und mit den Händlern schnacken. Doch jetzt geht es kaum noch. Alles schmerzt.

„Muttern, wir müssen das abklären lassen“, sagt ihre Tochter. Auch ihr Sohn ist häufig da, selbst ein gestandener Mann mit lederner Haut, aber sanft, wenn er mit ihr spricht. Anne-Christa Falk möchte nicht ständig zum Arzt. Sie war schon einmal schwer krank, Brustkrebs, eine Seite mussten sie amputieren. „Machen Sie das, mein Mann sucht sich eh keine Neue mehr“, hat sie gesagt.

21. Februar:

Über einen Venenzugang erhält Niels Boldt die Stammzellen, den Spender kennt er nicht. Die Familie ist dabei, als das neue Blut durch den Schlauch läuft. Die Tochter

macht ein Selfie, und Niels Boldt reckt den Daumen nach oben, er lacht. Die nächsten zehn Tage, sagen die Ärzte, sind die kritischsten.

Seine Enkel wären zu gerne dabei, aber kleine Kinder sind auf der sensiblen Station verboten. Niels Boldt zieht sie an wie ein Magnet, weil er nicht wie die Erwachsenen ist, sondern wie sie selbst. Wenn sie ihn in der Firma besucht haben, ist er mit ihnen durch große Kartons gekrabbelt. Zu Weihnachten stand er auf einmal da mit einer täuschend echten weißen Eule, wie aus „Harry Potter“, der Rest war Gekreisch. Niels Boldt hat beruflich etwas zurückgeschaltet, er ging Golf spielen, aber hat es bald wieder sein lassen. „Ihm passten die alten Männer nicht“, sagt seine Frau.

Niels Boldt liegt auf der Station C6B, der Isolationsschutzstation, es ist der Hochsicherheitstrakt des UKE. Unterdruckschleuse, Schutzkleidung an, nichts geht unverpackt rein oder raus. Die neuen Stammzellen müssen anwachsen. Seine Enkel werden Niels Boldt nie mehr sehen.

24. Februar:

Bei einer Pressekonferenz warnt Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) deutlich davor, dass sich das Virus auch hierzulande ausbreiten könne. „Durch die Lage in Italien ändert sich auch unsere Einschätzung der Lage: Corona ist als Pandemie in Europa angekommen.“

26. Februar:

Ines Brandtjen hat noch ein paar Tage Pause vor dem nächsten großen Block. Sie hat angefangen, wieder ein Tagebuch zu führen. Auf zwei Seiten schreibt sie eine „Bucket List“, mit allem, was sie noch erleben will. „Mich verlieben“, steht da, „Kinder bekommen“, „ohne Aufregung vor Leuten sprechen können“, „Spanien auschecken“. Sie hat sich eine Sprach-App heruntergeladen und büffelt schon Vokabeln.

27. Februar:

Niels Boldt wird auf die Intensivstation verlegt. Er hat eine Lungenentzündung, einen Keimbefall und eine Sepsis. „So etwas gehört leider zum Alltag, bei allen Vorsichtsmaßnahmen“, sagen Schwestern. Die Familie eilt zu ihm, sie sind sehr in Sorge. Bereits eine der Erkrankungen ist nach einer Stammzellentransplantation bedrohlich.

28. Februar:

In der Kinderklinik des UKE hat ein Arzt seinen Dienst abgebrochen, er fühlte sich krank. Kurz zuvor war er mit seiner Frau in Italien gewesen. Am Abend gibt die Gesundheitsbehörde bekannt, dass er der erste positive Corona-Fall in Hamburg ist. Das Klinikum gründet eine „Task Force“, darin auch die Leitung der Krankenhaushygiene.

Es wird ein Schlachtplan entworfen, für Schutzkleidung, neue Hygienemaßnahmen. Es gibt feste Verhaltensregeln für Mitarbeiter, auch für direkten Kontakt mit Infizierten, nach einem Kategoriensystem.

1. März:

Es gibt seit dem Vortag einen zweiten Corona-Fall in Hamburg. Vor dem UKE-Haupteingang stehen Kamerateams. Das Klinikum ist erster Schauplatz und Speerspitze im Kampf gegen die Pandemie. Niels Boldt wurde wieder auf die Station C6B verlegt. Sein Zustand ist stabil, die neuen Stammzellen wachsen. Er schläft jedoch tief, tagelang durch.

2. März:

Ihre Eltern bringen Ines Brandtjen zur nächsten Behandlungsphase ins UKE. Sie müssen jetzt durchgängig Masken tragen, die Hände desinfizieren. Das geht nicht

immer auf Anhieb. Einige Spender sind schon leer. Andere fehlen ganz, wurden von Dieben abgeschraubt.

3. März:

Die Blutwerte von Anne-Christa Falk sind schlecht. Ihre Kinder wollen sofort mit ihr ins Krankenhaus. Sie packen einen Koffer zusammen, darin ein Bild von ihrem Ehemann, der schon 2015 verstarb. Anne-Christa Falk trägt seitdem beide Eheringe am Finger.

In der Diele ihrer Wohnung in Altona bleibt sie stehen. „Wisst ihr, es kann sein, dass ich sehr krank bin. Dass ich es nicht schaffe.“ Sie hat keine Angst, aber hat im Leben gelernt, sich nichts vorzumachen. Ihrer Kinder wollen erst hören, was die Untersuchung ergibt.

7. März:

Bei der Tochter von Niels Boldt klingelt plötzlich das Handy. „Hallo, hier ist Papa!“, sagt ihr Vater. Wann kommen sie ihn wieder besuchen? Seine Tochter denkt: „Hui, da ist er wieder.“ Die Pflegerinnen freuen sich, wieder mit ihm flachsen zu können. Eine sagt zu seiner Tochter: „Da streitet man sich fast ein bisschen drum, wer ihn betreuen darf.“

8. März:

Anne-Christa Falk liegt in Zimmer 522 der Station C5B. Die Werte sind schon nach wenigen Tagen stark verbessert, Blutkrebs wurde ausgeschlossen. Aber die Lymphknoten sind befallen.

Der Chefarzt nimmt ihren Kindern dennoch die größte Angst. „Sie wird daran nicht sterben“, sagt er. Und sie müsse nicht im Krankenhaus bleiben. Nach einer Operation und leichter Chemotherapie sei ambulante Therapie das Mittel der Wahl. Es spreche nichts dagegen, dass sie noch Jahre lebe.

9. März:

Zum letzten Mal für zwei Monate ist die Zahl der Corona-Neuinfektionen an einem Tag in Hamburg einstellig, es beginnt ein rasanter Anstieg.

10. März:

Ein guter Freund von Niels Boldt meldet sich am Nachmittag zum Besuch auf der Station C6B, passiert die Unterdruckschleuse und zieht seinen Schutzanzug über. Er setzt sich mit Abstand zu Niels Boldt auf einen Stuhl, sie schnacken.

Dann klopft es an der Tür, eine der Reinigungskräfte kommt herein. Sie wechsle nun auf eine andere Station, sagt sie. Ihre Dienstkleidung hat sie schon abgelegt, auch den Mundschutz und die Handschuhe. Niels Boldt kommt ihr zwei Schritte entgegen, dann umarmen sie sich. Der Freund ist verdutzt, Niels Boldt habe es lachend heruntergespielt, so erzählt er die Szene später.

12. März:

Im Senatsgehege des Hamburger Rathauses fällt der erste folgenschwere Beschluss der Krise. Großveranstaltungen sind ab sofort verboten. Die Zahl der täglichen Neuinfektionen liegt mit 19 auf dem bisherigen Höchststand.

13. März:

Ines Brandtjen hat einen Tagesurlaub. Sie fährt mit ihrer Cousine an den Silbersee in Wehdel. Es geht ihr gut. Die Chemotherapie macht sie weniger müde.

Der Senat beschließt, Schulen und Kitas zu schließen. Die Zahl der Neuinfektionen liegt bei 43. „Es geht darum, jeden Kollateralschaden zu vermeiden“, sagt Bürgermeister Peter Tschentscher.

Das UKE hat einen Corona-Newsletter an die Belegschaft aufgesetzt. Die Leitung appelliert, „weiterhin Ruhe zu bewahren“. Eine Testung aller Mitarbeiter sei „nicht sinnvoll“. Ein Abstrich werde nur bei starken Symptomen oder nach Reisen in Risikogebiete genommen. „Wenn Sie (...) nur leichte Kopf- oder Halsschmerzen haben, müssen die Kolleginnen und Kollegen in der Ambulanz leider eine Testung ablehnen.“ Zur Frage, ob alle Mitarbeiter eine Maske tragen sollten, lautete die Antwort schon zuvor: Nein, für die Wirksamkeit gebe es „keine hinreichenden Belege“.

Die Ärzte im UKE befürchten auch eine Überreaktion in der Bevölkerung. Wenn sie aus Sorge vor Corona nicht mehr zu dringend nötigen Behandlungen ins Krankenhaus kämen, wäre das fatal.

15. März:

Die Tochter von Anne-Christa Falk ist zum letzten Mal zu Besuch auf Station C5B. „Was macht die Außenwelt?“, fragt ihre Mutter immer. Sie sprechen über den Wahnsinn, der sich draußen entfaltet. Anne-Christa Falk sagt: „Ich habe keine Angst vor Corona.“ Der Betrieb auf der Station läuft nach dem Eindruck ihrer Tochter unverändert.

Auf der anderen Seite des Stockwerks, in C5A, schickt Ines Brandtjen einer Freundin eine Sprachnachricht per WhatsApp. Sie sagt, wenn sie sich anstecken würde, könnte sie wohl sterben. „Keine Ahnung, aber ich gehe nicht davon aus, dass wir jetzt Corona bekommen. Wenn du isoliert bist … Da kannst du auch darüber nachdenken, von einem Meteorit getroffen zu werden.“

Der Senat verbietet alle Versammlungen, lässt Kinos, Museen, Fitnessstudios und Schwimmbäder schließen.

16. März:

Im „Onkotower“ des UKE gibt es drei Aufzüge und auf jedem Stockwerk einen gemeinsamen Raum für die Mitarbeiter beider Stationen. Die Klinik hat dafür strenge

Auflagen erlassen, mit Abstandsregeln und maximaler Personenzahl. Ob sich daran gehalten wurde, wird später kaum nachzuvollziehen sein.

In den Pausen reden die Schwestern über Corona, einige können nicht recht verstehen, warum weder Patienten noch Mitarbeiter regelhaft getestet werden. „Sollte man nicht meinen, wir sitzen direkt an der Quelle?“, sagt eine von ihnen. Sie sagt aber auch, das UKE sei ein „großer Tanker“. Viele der Chefärzte bekäme man als kleines Licht praktisch nicht zu Gesicht, genauso wie die Task Force. „Manchmal ist es dann Zufall, wann ein Problem das richtige Gremium erreicht.“

Fast der gesamte Einzelhandel wird geschlossen.

17. März:

In einem Zimmer im fünften Stock der Onkologie hustet ein junger Patient und hat Fieber. Das gehört zum Alltag auf der Krebsstation, zu empfindlich sind hier die Kranken. Aber in diesem Fall kommt schnell ein Verdacht auf. Der Mann ist erst vor Kurzem aufgenommen worden. Auch sein Zimmergenosse zeigt Symptome. Es werden Abstriche genommen.

Der Sohn von Anne-Christa Falk besucht seine Mutter. Als er das Zimmer verlässt, um das Wasser für die Blumen auszutauschen, spricht ihn ein Pfleger an. „Bitte verlassen Sie umgehend die Station.“ Der Angehörige versteht nicht warum, aber mehr wird ihm nicht gesagt. Er sieht seine Mutter nie wieder.

Im Hamburger Rathaus sagt Bürgermeister Tschentscher, es sei „notwendig“, viele Corona-Erkrankungsfälle zu haben. So könnte sich das Immunsystem der Hamburger „gegen das Virus aufstellen“. Der studierte Labormediziner arbeitete einst selbst im UKE.

18. März:

Ines Brandtjen hat eine neue Freundin gefunden: Babette Grosch, eine elegante Dame Anfang 60, durch ihren Weinladen ist sie in Hamburg-Ottensen eine kleine Berühmtheit. Sie kommen auf dem langen Flur der Station C5A ins Gespräch, den die

Patienten als Laufstrecke nehmen, um in Bewegung zu bleiben. „Ines hat eine Art, einem zu helfen, sie plaudert da einfach drauflos und verbreitet gute Laune“, sagt Grosch später. Es ist das, was man am dringendsten brauche, als Patient auf einer Krebsstation.

Als beide am Abend in ihren Zimmern sind, kommen noch Schwestern herein. Sie nehmen einen Corona-Abstrich. Und einen zweiten. Ob es einen konkreten Anlass gebe, sagen sie nicht. Dass der Befund bei den beiden Männern im selben Stockwerk positiv war, auch nicht.

19. März:

Lockdown. Besuch ist nach städtischer Verfügung ab sofort verboten. In der Onkologie klingelt das Telefon ständig, die Angehörigen haben viele Fragen. Die Tochter von Niels Boldt sagt, sie verstehe das nicht, Handwerker, Postboten und ein Haufen anderer Leute würden doch noch aus- und eingehen. Sie würde sich auch testen lassen. Sie kommt nach ihrem Vater, der ihr seit Kindestagen immer sagt: „Kann ich nicht gibt es nicht – und will ich nicht will ich nicht hören.“

Auf der Station C5A herrscht Aufregung. Auch bei zwei Mitarbeitern der Onkologie ist der Test positiv ausgefallen. Das UKE teilt die Fälle dem Gesundheitsamt mit, jeweils einzeln und nach dem Wohnort des Patienten. Das Gesundheitsamt Nord, im Falle eines Ausbruchs zuständig, erfährt nichts.

Ein Teil der Belegschaft wird ausgetauscht. „Die machen einen ängstlichen Eindruck“, notiert Babette Grosch. Ines Brandtjen schreibt in ihr Tagebuch: „Wenig schöner Tag heute. Alle sind super sensibel wegen – ich mag es kaum aussprechen – Corona. Dessen Name man nicht aussprechen darf.“ Es hat sich herumgesprochen, dass es positive Tests gab.

20. März:

Ein krebskranker Patient liegt auf der Station für Privatpatienten und schläft mit einem Schal vor dem Gesicht. Am Tage läuft er mit seinem Infusionstropf so viel es

geht über die Station, er will keine Sekunde länger im Zimmer liegen als nötig. Er hat Sorge, dass sein ständig hustender Nachbar – oder jemand anderes auf der Station – Corona hat. Er hat die Schwestern gefragt, ob er nicht getestet werde. „Wenn Sie Symptome zeigen, werden wir schon einen Abstrich nehmen“, hätten sie ihn abgekanzelt, berichtet der Mann später.

Das Robert-Koch-Institut (RKI) schreibt an diesem Tag auf seiner Website, die Inkubationszeit des neuartigen Coronavirus liege „im Mittel bei 5–6 Tagen“. Eine Ansteckung erfolge „im Allgemeinen“ erst nach Auftreten der Symptome. Das stimmt nicht. Schon Anfang März war in einer Studie von früherer Übertragung die Rede. „Der Fakt, dass asymptomatische Personen potenzielle Quellen für 2019-nCov-Infektionen sind, könnte eine Neubewertung der Übertragungsdynamik rechtfertigen“, schreiben deutsche Wissenschaftler im „New England Journal of Medicine“. Zu den Autoren gehört auch der Berliner Virologe Christian Drosten.

Das UKE meldet der zuständigen Wissenschaftsbehörde die Infektionsfälle in der Onkologie. Von einem möglichen Ausbruch ist nicht die Rede. Es gibt auch keine weiteren Rückfragen dazu.

21. März:

Die Tochter von Anne-Christa Falk ruft mehrfach im Schwesternzimmer an. Sie erreicht ihre Mutter nicht mehr. Diese wurde verlegt, in das Bett am Fenster ihres Zimmers. Die Pflegerin bringt das Diensttelefon hinüber. „Wir können dich leider nicht mehr besuchen, Mama“, sagt die Tochter. „Das ist schade“, sagt Anne-Christa Falk und schweigt einen Moment. Das Gespräch ist kurz.

Die leichte Chemotherapie habe sie gut überstanden, sagt die Schwester noch. „Heute morgen hat sie nicht so gut gegessen“, das werde man im Blick behalten. Von Coronafällen sagt sie nichts.

22. März:

Ines Brandtjen sagt ihren Eltern am Telefon, die Lage sei ruhig. In ihr Notizbuch schreibt sie: „Hallo Tagebuch, wie geht's? Mir geht's ok. Ich fange nicht instantly an zu weinen. Heute X-Faktor angucken, eventuell mit Mirko skypen, Harry Potter gucken, singen. Nicht vergessen: We are all equal! LG, Ines."

Auch private Feierlichkeiten sind jetzt verboten.

23. März:

Das UKE veranlasst, dass alle Patienten bei der Aufnahme in der Onkologie auf Covid-19 getestet werden. Dabei sind Test-Kits in der ganzen Stadt spärlich. Allein bei der Hotline 116 117 gehen pro Tag bis zu 20.000 Anrufe ein. Es wird zwei Tage dauern, bis die regelhafte Testung im UKE funktioniert. Die Mitarbeiter werden nicht routinemäßig getestet. Die Kosten dafür will der Staat auch nicht übernehmen. Alle Mitarbeiter müssen jetzt doch einen Mund-Nase-Schutz in klinischen Bereichen tragen.

24. März:

Mariam S.* sorgt für Sauberkeit in der Onkologie, aber ist offiziell beim Subunternehmen KSE angestellt. Die Reinigungskräfte werden dort nach gesetzlichem Mindestlohn bezahlt, aber Pfleger meinen, sie seien trotzdem arm dran. Einer sagt: „Und abends müssen zwei kleine Damen allein alles durchfeudeln." Eine Kollegin meint: „Die wechseln oft täglich die Stationen." Weder das UKE noch der Senat dementieren das später. „Die Wechselintervalle des Reinigungspersonals sind abhängig vom jeweiligen Einsatzort", heißt es.

Alle Gesichter könne man sich im UKE ohnehin nicht merken, sagen Mitarbeiter. Da sind Ärzte, Pfleger, Psychologen, Physiotherapeuten, Handwerker, Freiwillige. Manchmal trifft man sich im Fahrstuhl oder den Pausenräumen.

Mit 248 Neuinfektionen meldet Hamburg die bis heute höchste Zahl von Neuinfektionen an einem Tag. Die Stadt ist ein bundesweiter Corona-Hotspot.

26. März:

Niels Boldt macht sich fit, die Angeschlagenheit stört ihn. Mit dem Gehwagen startet er kleine Ausflüge über den Flur der Station C6B. Er will nach Hause, so schnell es geht. Seine Tochter ist zurückhaltend. Zuletzt wurden 207 neue Infektionen in Hamburg an einem einzigen Tag gemeldet. „Wenn du irgendwo sicher bist, dann im UKE“, sagt sie. Später am Tag wird ein Corona-Test gemacht. Er ist negativ. Von dem Geschehen auf der Station im Stockwerk unter ihm wissen Boldt und seine Familie nichts.

Die Schulschließungen werden bis 19. April verlängert. Bürgermeister Tschentscher entwickelt sich zu einem der vorsichtigsten Ministerpräsidenten.

Der enorme Verbrauch an Masken bereitet der UKE-Klinikleitung Sorge. Die Mitarbeiter werden ermahnt, sie nur „in den klinischen Bereichen zu tragen, nicht darüber hinaus“.

27. März:

Jeden Tag um 14 Uhr haben Ines Brandtjen und Babette Grosch ein Date. Sie treffen sich im Gemeinschaftsraum, dann spielen sie Schach und reden dabei, mehr über das Leben als die Krankheit. Manchmal gehen sie auch in die Sport- und Musikräume am Eingang der Station, strampeln auf einem Ergometer und singen, etwa „Bohemian Rhapsody“ von Queen.

Einmal kommt eine Schwester; sie denkt, es ist etwas Schlimmes passiert, und die Frauen lachen Tränen.

28. März:

Die Kinder von Anne-Christa Falk haben eine Arbeitsteilung. Der Sohn ruft sie täglich an, redet mit den Schwestern, die Tochter sucht einen Platz in der Kurzzeitpflege am Telefon. „Wir haben Aufnahmestopp“, hört sie von mehreren Einrichtungen. Dann findet sie doch in einer schönen Einrichtung an der Elbchaussee

einen Platz für ihre Mutter. Es wird ein negativer Corona-Test bei der Aufnahme verlangt. Aber in gut einer Woche, am 6. April, soll es so weit sein.

30. März:

Niels Boldt macht Fortschritte. Er ruft die PR-Agentin seiner Kosmetikfirma in Schenefeld an, sagt: „Du, ich habe schon 100 Meter mit dem Rolli geschafft! Mich ärgert das ja, aber es läuft.“ Die Familie hat ausgedruckte Bilder von sich beim UKE abgegeben, die Pfleger sie dann liebevoll im Zimmer von Niels Boldt auf einer Leine aufgehängt. Seine Enkeltöchter fragen ständig nach ihm.

31. März:

Babette Grosch hat schon seit Tagen starken Husten. Das könne an der Chemotherapie liegen, sagen die Pfleger. Sie macht sich keine Sorgen, aber die tägliche Schachrunde fällt aus. Als eine Freundin am Telefon sagt, dass sie doch hoffentlich kein Corona habe, sagt Babette Grosch im Scherz: „Du alte Hunke, nun mach mir mal keine Angst.“

1. April:

Der Ältere der beiden Zimmergenossen, die am 18. März positiv getestet worden sind, ist verstorben. Der Todesfall wird erst vier Monate später auf Anfrage des Abendblatts bekannt. Es habe damals und heute keinen Beleg für ein Zusammenhang zum späteren Geschehen gegeben, wird es dann heißen.

2. April:

Um 11.02 Uhr ruft eine Gesundheitsschwester die Tochter von Niels Boldt an und hinterlässt eine Nachricht. „Es geht ein bisschen schon um die Entlassungsplanung und die Frage, ob Sie Hilfsmittel benötigen, beispielsweise einen

Rollator. Da würde ich gern mit Ihnen sprechen.“ Der Patient wurde für die Nachsorge schon auf Station C6A verlegt.

Anton B.* leistet wie jeden Tag engagiert seinen Freiwilligendienst, hilft den Schwestern beim Bettenmachen und der Essensausgabe. Die Corona-Pandemie macht ihm Sorgen, er versucht sich so vernünftig zu verhalten, wie es geht. Er trifft keine Freunde mehr und besucht nicht seine Eltern. Es geht ihm gut an diesem Tag, zumindest fällt niemandem etwas anderes auf.

Babette Grosch hat Mühe, Luft zu bekommen, ihre Lunge rasselt. Sie hofft, dass es sich bald wieder legt.

3. April:

Der Block ist geschafft, Ines Brandtjen wird entlassen. Es soll eine kurze Verschnaufpause geben vor der Zielgeraden, die Krebszellen in ihrem Blut sind bereits seit Längerem unter der Nachweisbarkeitsgrenze. In sechs Wochen, so der Plan, wird die Chemotherapie beendet sein. Noch anderthalb Jahre wird Ines Brandtjen dann Medikamente nehmen müssen, zur Kontrolle gehen, aber sie wird geheilt sein. Am späten Vormittag kommt sie zu Hause an. Es ist, als wäre sie nie weg gewesen.

Der Freiwillige Anton B. ist nicht zur Arbeit erschienen. Ihm geht es elend. Er ruft an, schildert seine Symptome, die Vorahnung ist sofort da. Er soll umgehend auf Corona getestet werden.

4. April:

In der ARD-„Tagesschau“ sprechen sich renommierte Virologen dafür aus, mehr Corona-Infektionen zuzulassen. Sie propagieren das Ziel einer Herdenimmunität. Der UKE-Professor Ansgar Lohse, Leiter des Instituts für Innere Medizin und der Infektiologie, fordert eine schnelle Öffnung der Kitas. „Wir können es nicht vermeiden, dass Kinder und Jugendliche das Virus sehen werden.“

5. April:

Anton B. hat Corona, das haben zwei Tests bestätigt. An diesem Sonntag schaltet das UKE in den Krisenmodus. Zunächst werden alle Patienten und Mitarbeiter auf den Stationen C5A und C5B getestet und die Abstriche analysiert.

Bei Anne-Christa Falk ist das Ergebnis „schwammig“, wie ein Arzt ihrer Tochter am Nachmittag sagt.

Babette Grosch wartet in ihrem Zimmer, bis um 23 Uhr die Pfleger reinkommen. Der Test war positiv, sagen sie. Sie setzen der Frau eine Schutzmaske auf, wickeln einen Plastiküberzug über das Bett und schieben es samt der Frau aus dem Zimmer. Die Station 4A ist das Ziel. Dort wurde eilig eine spezielle Quarantänestation eingerichtet. Auch bei sechs weiteren Patienten hat sich der Verdacht bereits bestätigt.

Noch bei ihrer Aufnahme sagt Babette Grosch den Ärzten, dass Ines Brandtjen so schnell wie möglich benachrichtigt und getestet werden müsse. Das sei Sache des Gesundheitsamtes, ist die Antwort.

6. April:

Das UKE informiert das Gesundheitsamt Nord per Fax über die bestätigten Fälle. Alle Schritte nach Protokoll seien eingeleitet worden, betont das UKE später. Auch im sechsten Stock der Onkologie, wo Niels Boldt liegt, wird getestet.

Die Tochter von Anne-Christa Falk ruft das Heim an der Elbchaussee an, in das ihre Mutter ursprünglich an diesem Tag verlegt werden sollte. „Wir müssen alles erst mal verschieben.“ Ihr Sohn versucht, einen Arzt an das Telefon zu kriegen. Es dauert bis zum Nachmittag. Dann erfährt er das Ergebnis, sie ist infiziert. „Einen Ausbruch haben die aber nicht erwähnt, gar nichts“, sagt er später.

Das Gesundheitsamt erhält eine knappe tabellarische Übersicht der Betroffenen. Die Faxe mit den Einzeldaten müssen gescannt und in das IT-System eingespielt werden. Die Mitarbeiter sind selbst am Limit, vieles wird handschriftlich notiert. Die nächsten Tage werden sie beschäftigt sein, immer weitere Abfragen an das UKE zu stellen, um ein vollständiges Bild der Lage zu gewinnen.

Unter den Infizierten ist auch Mariam S. – sie war einem Arzt aufgefallen, weil sie schweißnass und mit glasigen Augen noch auf Station geputzt hatte. Sie soll befürchtet haben, sonst ihren Job zu verlieren. Später wird gegen sie eine Strafanzeige erstattet – wegen versuchten Mordes. Das UKE wird erklären, alle Mitarbeiter mit ausreichend Schutzkleidung versorgt und sie geschult zu haben. Beim Reinigungspersonal habe die Tochterfirma KSE auch sprachlichen Defiziten „durch zusätzliche Maßnahmen“ Rechnung getragen.

7. April:

Die Tochter von Niels Boldt will mit einem Arzt über das allgemeine Befinden ihres Vaters sprechen. Sie wird von einer Schwester vertröstet.

Am Mittag erreicht sie eine gestresste Ärztin. Diese windet sich, sagt schließlich, es habe sich „ein neuer Sachverhalt ergeben“. Niels Boldt sei an Covid-19 erkrankt. „Wie bitte?“, fragt die Tochter von Niels Boldt zurück. Sie ist sofort besorgt, vor allem wütend. Wie kann das sein? Das könne man nicht sagen, meint die Medizinerin, aber ihr Vater zeige keinerlei Symptome.

„Corona, sag mal, was bedeutet das denn jetzt?“, sagt Niels Boldt zu seiner Tochter, als sie kurz darauf telefonieren. „Gar nichts“, sagt seine Tochter. Das stehen wir jetzt auch noch durch.“

Es werden weitere Patienten auf die Covid-Isolierstation verlegt. Anne-Christa Falk zeigt keine Symptome, sagen die Ärzte ihren Kindern. Es gehe ihr gut.

Erreichen können sie sich nicht. Das Telefon an ihrem Bett funktioniert nicht.

8. April:

In Form mehrerer Listen teilt das UKE dem Gesundheitsamt die wachsende Zahl von Betroffenen mit. Es müssen Kontaktpersonen ermittelt, benachrichtigt und getestet sowie mögliche weitere Infektionsketten gekappt werden. Aber das Gesundheitsamt Nord benötigt weitere Daten und Unterlagen. Es hat weder die Gesundheitsbehörde noch den Senat bislang informiert.

Die Deutsche Post bringt einen Brief für Anne-Christa Falk zu ihrer Wohnung. Das Gesundheitsamt Altona teilt mit, dass sie positiv auf Corona getestet worden ist – und sich in häusliche Quarantäne zu begeben habe. Ihre Tochter ist irritiert, als sie das Schreiben findet. Ihre Mutter ist weiter nicht erreichbar.

Babette Grosch hat immer größere Probleme beim Atmen, die Werte sinken. Ines Brandtjen hat niemand Bescheid gegeben. Sie fährt zur Kontrolle beim Hausarzt und genießt das Wetter, es sind 22 Grad.

Im UKE treten am Nachmittag die Wissenschaftssenatorin Katharina Fegebank und die Virologin Marylyn Addo vor die Presse. Addo sagt, die Lage im UKE sei „stabil, kontrolliert und ruhig“. Fegebank lobt das Klinikum als herausragend im Kampf gegen die Pandemie. Institutsleiter Lohse hat erneut die Öffnung von Schulen und Kitas gefordert.

9. April:

Anne-Christa Falk zeigt weiter keine Symptome, aber ihr steckt die Chemotherapie in den Knochen. Ihre Kinder glauben, dass es ihr besser gehen würde, könnten sie bei ihr sein.

Die Tochter von Niels Boldt sagt ihrem Vater am Telefon: „Du hast da ja ein echtes Ferrari-Team um dich rum, das wird schon wieder.“ Er antwortet: „Ich stecke doch jetzt nicht den Kopf in den Sand.“ Er fühlt sich gut und vertreibt sich die Zeit mit seinem iPad.

Weil noch eine Kontrolle für den Leberwert Antithrombin-III fehlt, fährt Ines Brandtjen mit ihren Eltern in die UKE-Krebsambulanz. Ein Arzt erwähnt nebenbei etwas von Coronafällen in der Onkologie, aber er wisse nichts Genaues.

10. April:

Karfreitag. Unangekündigt erscheint ein Mitarbeiter des Gesundheitsamtes zur Kontrolle im UKE. Alle Standards werden eingehalten, die Patienten sind isoliert, die betroffenen Mitarbeiter in häuslicher Quarantäne.

Ines Brandtjen malt mit einer Freundin zu Hause Ostereier an, sie tragen beide einen Mundschutz und sitzen weit auseinander. Zwischendurch greift die 21-Jährige zum Handy. Per Whats-App fragt sie Babette Grosch, ob sie mehr zu den Corona-Infektionen wisse.

Babette Grosch: „Das stimmt, ich liege auf der Intensiv mit 2 Herren.“ Aber es ginge ihr besser, bald habe sie es geschafft. Ob man sie nicht informiert habe. Ines Brandtjen verneint.

„Das ist nicht in Ordnung, ich hatte hier bei der Einlieferung gefragt, sie wollten sich um alles kümmern. Frag gleich nach. Wg. Schachspielen, wir haben ja dicht beieinander gehockt.“

Auf Nachfrage beim UKE wird Ines Brandtjen erfahren, dass man sie schon testen werde, am Dienstag nach Ostern.

11. April:

Das UKE hat der Tochter von Niels Boldt angekündigt, ihren Vater zu entlassen, sobald das Virus nicht mehr nachweisbar sei. Ein Gehwagen steht schon am Haus des Nachbarn bereit. Er wird es hassen, denken seine Frau und seine Tochter, aber es ist ja nur für die erste Zeit. Und der Traum von Las Vegas lebt.

13. April:

Ostermontag. Es ist ein mühsamer Tag für Niels Boldt, das Atmen fällt ihm schwer. Er solle ordentlich essen und sich so gut es geht bewegen, sagt seine Tochter. „Will ich ja, will ich ja“, sagt Niels Boldt. Anne-Christa Falk ist weiter nicht für ihre Familie zu erreichen.

14. April:

Ines Brandtjen meldet sich zurück beim UKE, zu ihrem vorletzten stationären Aufenthalt. Es wird ein Abstrich genommen. Diesmal bekommt sie ein Zimmer auf Station C5B und richtet sich ein.

Niels Boldt bekommt noch schlechter Luft. Auf Nachfrage sagen die Ärzte seiner Familie, dass sie ihn auf die Intensivstation verlegen wollen, vor allem vorsichtshalber. Er könne dort sanft beim Atmen unterstützt werden. Von einer Intubation ist keine Rede.

Im Rathaus spricht Bürgermeister Peter Tschentscher über eine „Exit-Strategie" aus dem Lockdown, er ist vorsichtig optimistisch. Die Infektionszahlen gehen zurück.

Am frühen Abend macht der „Spiegel" den Ausbruch öffentlich. 20 Mitarbeiter und 20 Patienten seien betroffen. Eine Flut von Anfragen geht beim UKE ein und bei den Pressesprechern der Behörden. Sie haben den Artikel selbst erst per Mail geschickt bekommen und an den Bürgermeister weitergeleitet.

15. April:

Pressekonferenz im UKE. Der Chef der Onkologie, Carsten Bokemeyer, wirkt alles andere als besorgt. Sondern sagt, es gebe eine ganze Reihe von „positiven Nachrichten". Nur drei Betroffene des Ausbruchs lägen noch auf der Intensivstation, die meisten seien schon wieder so stabil, dass man mit der Krebsbehandlung fortfahren könne. Er sieht das Geschehen als eine Art Testlauf. „Die Kombination aus Krebs und Covid-19 werden wir häufig sehen in der nächsten Zeit." Daher sei es wichtig, „die Behandlungswege dafür jetzt schon vernünftig zu erproben".

Der Chef der Krankenhaushygiene betont, man habe sich strikt an die Empfehlungen des RKI gehalten. Und der Leiter des Pflegemanagements, Joachim Prölß, verkündet: „Aus unserer Sicht haben wir die Situation sehr, sehr gut gemanagt." Dass es schon vor fast einem Monat die ersten Fälle und auch bereits einen Todesfall gab, erwähnen sie nicht.

16. April:

Die Tochter von Niels Boldt sieht die Aufzeichnung nachträglich an. „Was würden die wohl sagen, wenn es ihr Vater wäre?“, sagt sie zu ihrer Mutter. Die Ärzte haben ihren Vater verlegt und gesagt, er sei weiter sehr stabil. Es gehöre aber zum Wesen einer Intensivstation, dass sich das manchmal schnell ändere.

Anne-Christa Falk zeigt weiter keine Symptome, aber kann kaum reden. Am Telefon spricht ihr der Sohn Mut zu; dass sie Corona hat, weiß sie nicht.

Ines Brandtjen steckt wieder in der Chemotherapie. Es zieht ihr die Kraft aus den Muskeln, sie ist müde, aber erleichtert über den negativen Corona-Test. Sorge, dass das Virus weiter auf der Station kursieren könnte, hat sie nicht.

17. April:

Die Ehefrau von Niels Boldt ist mit den Hunden unterwegs, sie will ihren Mann erreichen, ihm zeigen, was draußen auf ihn wartet. Per FaceTime ruft sie ihn auf dem iPad an. Das Bild ist krisselig, sie versuchen zu sprechen, aber der Empfang ist zu schlecht. Sie sieht das Gesicht des Pflegers, er guckt entschuldigend, dann bricht die Verbindung ab. Sie kann nicht wissen, dass es die letzte Chance war, ihn wach und lebendig zu sehen. Ines Brandtjen organisiert ein „Krimi Dinner“ aus der Quarantänestation, über Skype, mit ihren Freunden: „Das 13. Testament des Herrn Buchholz“. Für diese Stunden ist Covid-19 weit weg.

18. April:

Die Ärzte wollen Anne-Christa Falk einer zweiten Chemotherapie unterziehen. Wenn nichts geschehe, werde der Krebs wuchern. Und die Covid-19-Erkrankung sei unauffällig, die Inkubationszeit bei Risikogruppen bis zu sechs Wochen lang. Ihre Tochter ist skeptisch.

19. April:

Die Sauerstoffwerte von Niels Boldt sind auf ein kritisches Niveau gesunken. Sie wollen ihn intubieren. Am Telefon klingen die Ärzte positiv. Es soll Druck von der Lunge des Mannes nehmen. Für seine Angehörigen ist das einleuchtend. Die Ärzte sedieren ihren Vater mit Propofol.

Am letzten Tag ihrer Chemotherapie wacht Ines Brandtjen mit einer Reihe von Beschwerden auf. Sie hat Fieber und atmet schwer.

Das UKE gibt in einer Pressemitteilung erstmals den Tod eines betroffenen Krebspatienten bekannt. Er habe an einer „fortgeschrittenen, bösartigen Blutkrebserkrankung und einem Covid-19-Infekt“ gelitten. „Unser Mitgefühl gilt den Hinterbliebenen.“

20. April:

Vertreter der Behörden und des UKE treffen sich zum Krisengespräch. Der Senat ist verärgert darüber, dass das UKE nicht schon nach den ersten vier Fällen im März einen Ausbruch gemeldet hat. Dass die Politik nun selbst in der Kritik steht, den Vorgang nicht öffentlich gemacht zu haben.

Die Klinik argumentiert streng formal. Man habe die Richtlinien des RKI befolgt. Tatsächlich waren die ersten vier Fälle im März danach nicht zwingend als Ausbruch einzustufen. Inzwischen sind die Regeln geändert worden.

Die Ärzte seien sehr sachlich und hervorragend vorbereitet in dem Gespräch aufgetreten, sagt ein Teilnehmer später. „Nur diese Vogel-Strauß-Mentalität, die hat man nicht verstanden.“

Ines Brandtjen ruft ihre Eltern an, ein erneuter Test war positiv, sie liegt bereits auf der Quarantänestation. „Ich hab Corona“, sagt sie, als wäre es keine große Nachricht. Ihrer Freundin Babette gehe es inzwischen auch wieder gut.

Ines Brandtjen verbringt die Tage mit Kochsendungen und schreibt mit Freundinnen. „Ich denk, dass es vom Personal kommt oder so. Ich verstehe das alles

nicht.“ Eine Krankenschwester habe gesagt, der erste Test sei vielleicht fehlerhaft gewesen. Das ist bei jedem fünften Abstrich so, sagen Studien.

21. April:

Gesundheitssenatorin Cornelia Prüfer-Storcks übt im Rathaus erstmals Kritik am Krisenmanagement des UKE. Das zentrale Versäumnis der Klinik sei gewesen, die Fälle von infizierten Patienten und Mitarbeitern „nicht zusammengedacht“ zu haben. Im UKE werden die Worte verschnupft zur Kenntnis genommen. Eigentlich hatte man sich auf eine gemeinsame Sprachregelung geeinigt. Auf seiner Website schreibt das Klinikum, das Gespräch mit der Behörde habe ergeben, dass alle Betroffenen richtig isoliert und alle Fälle richtig gemeldet worden seien.

Ines Brandtjen macht sich auf ihrem Laptop schlau über Covid-19. Nach acht bis zehn Tagen könne es einen Krankheitsschub geben, steht da. Dasselbe lesen ihre Eltern daheim. Sie haben Angst, ihre Tochter ist – zumindest am Telefon – fröhlich wie immer.

Bei Anne-Christa Falk hat die erneute Chemotherapie begonnen.

22. April:

Bei der Visite habe der Klinikdirektor der Onkologie von einem „erfreulichen klinischen Verlauf“ bei Niels Boldt gesprochen, sagen sie der Tochter am Telefon. Die Eltern von Ines Brandtjen stehen zum Wäschewechsel vor dem UKE. Sie müssen an einem kleinen Häuschen warten, dann kommen die Schwestern mit dem großen Wagen. Namen werden aufgerufen, dann gehen die Angehörigen zwei Schritte vor, nehmen einen Sack mit dreckiger Wäsche mit und legen frische hinein. Es ist alles, was sie für ihre Tochter tun können.

Pressekonferenz im UKE. Zunächst sprechen der Vorstandsvorsitzende Burkhard Göke und der Institutsdirektor Ansgar Lohse noch einmal über die Geschehnisse auf der Onkologie, versprechen Transparenz und eine wissenschaftliche

Aufklärung. Später gehen sie zur Debatte um die Lockerungen der Corona-Verbote über.

Je länger die Pressekonferenz dauert, desto mehr geraten beide in Plauderlaune. Im letzten Drittel machen sie auch Witze über Fußball. Für Schalke 04 sei eine verpflichtende Abstandsregelung bestimmt gut, die seien doch eh immer weit weg vom Gegenspieler.

23. April:

Die Ärzte reduzieren die Sedierung von Niels Boldt, aber er kehrt nicht so nah an das Bewusstsein zurück wie erwartet. Sie führen eine Computertomografie seines Gehirns durch. Am Abend steigt sein Sauerstoffbedarf wieder deutlich.

Ines Brandtjen geht es gut, sagt sie ihren Eltern, nur der Husten plagt sie. Aber der Sauerstoffgehalt in ihrem Blut sinkt – immer weiter in Richtung eines kritischen Niveaus.

24. April:

Das UKE meldet den Tod einer zweiten betroffenen Krebspatientin nach dem Ausbruch, einer 59 Jahre alten Frau.

25. April:

Ihre Freundin Babette Grosch hat gehört, dass Ines Brandtjen selbst auf der Quarantänestation liegt. Wie könne das sein? Die junge Frau reagiert nicht. „Ines?“, schreibt Babette Grosch hinterher, mit einem roten Herz dahinter. Wieder keine Reaktion.

Hamburg meldet 15 Corona-Tote, die höchste Zahl an einem einzigen Tag.

Die Zahl der Mitarbeiter aus der Onkologie mit Covid-19-Infektion hat sich auf 40 verdoppelt. Seit dem 6. April hat es aber keine Ansteckung mehr gegeben.

26. April:

Niels Boldt kann Arme und Beine bewegen, er öffnet die Augen und ist ansprechbar, sagen die Ärzte. Seine Tochter fragt, wie lange eine Covid-19-Infektion dauere, wann es spätestens überstanden sei. Sie wissen es nicht. Die Unterschiede zwischen den Patienten sind zu groß. Und vieles noch unbekannt.

Um 16.35 Uhr schickt Ines Brandtjen ihrer Mutter eine SMS: „Das UKE ruft dich gleich an. Mach dir keine Sorgen.“ Nur Minuten später ist ein Oberarzt dran. Ihre Tochter wurde auf die Intensivstation verlegt, der Sauerstoffwert reichte nicht mehr aus. Über eine Nasensonde soll das Blut nun angereichert werden.

18.22 Uhr. Ines Brandtjen ist bereits an die Geräte angeschlossen, als sie ihre Mutter anruft. Sie hustet ständig, ihre Mutter versucht die Tränen zu unterdrücken.

Um 20.11 Uhr ist Ines Brandtjen das letzte Mal bei WhatsApp online. Sie antwortet auf die Nachricht ihrer Freundin Palina. Zuerst schreibt sie: „Hey ich bin leider seit heute Mittag auf der Intensivstation, wegen der Atemprobleme. Das Fieber ist dafür morgens merkwürdigerweise ausgeblieben.“

„Wird aber alles wieder“, schreibt sie eine Minute später. Ihr letztes bewusstes Lebenszeichen ist ein zwinkernder Kuss-Smiley.

27. April:

Um 5.02 Uhr am Morgen rufen die Intensivärzte bei der Familie Brandtjen an. Es ging nicht anders, als die 21-Jährige ins künstliche Koma zu verlegen. Sie drehen Ines Brandtjen auf den Bauch, damit Sekret abfließen kann.

Auf den Computerbildern können die Ärzte die Virenherde in der Lunge von Niels Boldt sehen. Sie stellen auch eine Pilzinfektion fest. Sein Körper ist ein Haus, in dem die Tür offen steht. „Die Gesamtsituation der Lunge ist kritisch, aber nicht hoffnungslos“, sagen sie seiner Tochter. Sie gibt die Details nicht mehr an ihre Mutter weiter.

Das UKE meldet einen weiteren Todesfall eines Krebspatienten, eines 47 Jahre alten Mannes.

Hamburg führt nach anfänglicher Ablehnung nun doch eine Maskenpflicht in ÖPNV und Einzelhandel ein.

28. April:

Im Frühstücksfernsehen wird der grüne Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer gefragt, ob die harten Auflagen noch angemessen seien. „Ich sage es Ihnen mal ganz brutal: Wir retten gerade möglicherweise Menschen, die in einem halben Jahr sowieso tot wären.“ Später entschuldigt er sich für die Aussage.

Gegen 13 Uhr melden die Ärzte, dass Ines Brandtjen kaum noch Sauerstoff aufnehmen kann. Sie wird an eine Lungenmaschine angeschlossen, in die ihr Blut geleitet, mit Sauerstoff angereichert und zurück in ihren Körper gepumpt wird. Am Abend beraten die Ärzte über das weitere Vorgehen. Sie wollen es auch mit Blutplasma probieren, von Corona-Patienten, die die Infektion bereits überstanden haben.

Der Zustand von Anne-Christa Falk verschlechtert sich plötzlich und rapide. Sie wird auf die Intensivstation verlegt und hat keine Reserven gegen das Virus. Der Bedarf der Sauerstoffzufuhr ist von 60 auf 80 Prozent gestiegen. Die Ärzte deuten an, dass sie es nicht schaffen könnte. Neben ihrem Bett steht ein Bild ihres Ehemannes.

29. April:

Die Eltern von Ines Brandtjen stimmen der Blutplasma-Therapie zu. Die Erfahrung damit beschränkt sich auf 30 Fälle, die Ergebnisse waren wenig hoffnungsvoll, aber noch nicht aussagekräftig. „Bei den nächsten 30 könnte es gut anschlagen“, sagt eine Ärztin.

Der Zustand von Niels Boldt bessert sich. Die Ärzte planen, die Narkosetiefe zu verringern.

30. April: Anne-Christa Falk liegt im Sterben, die Möglichkeiten der Medizin sind ausgeschöpft. Die Ärzte bieten ihren Kindern an, nun doch ins UKE zu kommen. Um Abschied zu nehmen. Ihre Tochter und ihr Sohn sprechen darüber, sie sind wütend, dass sie vor die Wahl gestellt werden. „Mama mit den Schläuchen überall, den Anblick vergessen wir unser Leben lang nicht." Ihre Tochter denkt, dass es vieles gibt, was sie sagen wollte, aber ihre Mutter sie nicht hören würde. Sie fahren nicht zum UKE.

Nach einem Telefonat mit der Ärztin hat die Mutter von Ines Brandtjen geschrien. Mit ihrem Mann geht sie zum Hausarzt. Er verschreibt ihnen Bromazepam, ein Beruhigungsmittel. Zu Hause wählen sie die Nummer ihrer Tochter und sprechen auf die Mailbox. Die Nachricht wird ihr im künstlichen Koma vorgespielt. Ihr Zustand ist kritisch.

1. Mai:

Der Sohn fürchtet den Anruf schon den ganzen Tag, er kommt um 23.30 Uhr. „Wir müssen Ihnen leider mitteilen, dass ihre Mutter verstorben ist." Sie habe nicht leiden müssen. Ihr Sohn wartet noch bis zum Morgen, ehe er es seiner Schwester erzählt. Eine genauere Erklärung der Ärzte gibt es nicht.

Das UKE meldet den Tod einer weiteren Betroffenen: eine 71 Jahre alte Frau.

3. Mai:

Der Oberarzt hat gute Nachrichten für die Familie Brandtjen. Die Beatmung konnte auf 75 Prozent zurückgefahren werden, im Schnelltest waren keine Viren mehr nachweisbar. „Ihre Tochter ist noch nicht über den Berg, aber die Kuppe ist in Sicht", sagt er.

4. Mai:

Eine Ermittlerin des LKA meldet sich bei Anne-Christa Falks Tochter: „Wir ordnen die Obduktion Ihrer Mutter an.“ Sie ist einverstanden. Ein, zwei Tage brauchte sie, um die Nachricht zu verarbeiten. „Dann kommen natürlich die Fragen wieder hoch, alle auf einmal“, sagt sie.

Sie holt an der Pforte des UKE die Sachen ab, die ihre Mutter im Krankenhaus hatte. Ihre Eheringe, das Bild ihres Mannes und 20 Euro in bar fehlen.

5. Mai:

Der zweite Anlauf, Niels Boldt aus dem Koma zu holen, nimmt Formen an. Die Ärzte sprechen über einen Luftröhrenschnitt. Er bekommt ein neues Antibiotikum. Seine Tochter hat ihren Kindern gesagt, dass sie Opa wiedersehen. Sie spielen zu Hause ständig Krankenhaus, hören sich gegenseitig ab und geben sich unsichtbare Spritzen.

6. Mai:

Bei Niels Boldt wird ein Brust-Bauch-CT durchgeführt. Er hat große Mengen von Wasser im Bauch, sein ganzer Körper ist aufgeschwemmt. Sie müssen ihn punktieren, damit es abfließen kann.

Bei Ines Brandtjen geht es weder auf- noch abwärts. Ihr Zustand ist „auf niedrigem Niveau stabil“.

7. Mai:

Als eine weitere LKA-Mitarbeiterin sagt, die Obduktion sei noch nicht erfolgt, ruft Anne-Christa Falks Tochter beim Bestatter an. Sie fragt auch, ob er nachschauen kann, ob ihre Mutter die Eheringe noch trägt. Das darf er nicht. Die Corona-Auflagen. „Aber wenn es sein muss, bringe ich den Leichnam selbst ins UKE zurück“, sagt er.

8. Mai:

Ihre Eltern dürfen zu Ines Brandtjen, gegen 14 Uhr sind sie am UKE. Sie müssen warten, weil noch eine Membran an der Lungenmaschine ausgetauscht wird. Sie vermummen sich, sprechen mit der Oberärztin. Anderthalb Stunden lang sitzen sie am Bett ihrer Tochter.

Die Tochter von Anne-Christa Falk hört, dass ihre Mutter obduziert wurde. Sie bittet in der Rechtsmedizin um Rückruf. Es gibt keine Antwort.

9. Mai:

Sonnabend. Die Tochter von Niels Boldt hat schon eine böse Vorahnung. „Immer am Wochenende ist es schlechter geworden." Sie müssen ihren Vater erneut punktieren, der Körper des Mannes ist aufgeschwemmt, von 70 auf mehr als 110 Kilogramm.

Das UKE meldet den Tod eines weiteren infizierten Krebspatienten, eines 62 Jahre alten Mannes.

10. Mai:

Muttertag. Wieder sitzen die Eltern von Ines Brandtjen bei ihr. Über Spotify spielen sie ihre Musik, „Mary Poppins" und eine Disney-Playlist. Hoffnung erfüllt ihre Mutter. „Es wird noch ein langer, schwieriger Weg, aber sie wird wieder gesund!", sagt sie sich.

Die Tochter von Niels Boldt ist mit ihrer Mutter und den Kindern zu Hause, als eine UKE-Nummer auf ihrem Handy aufleuchtet. Sie geht auf die Terrasse. Es ist kritisch, sagt der Oberarzt. Man sei medikamentös und instrumentell am Limit. „Wir unterstützen die Heilung auf allen Wegen, aber mehr können wir nicht machen." Das Wasser drückt auf sein Herz und seine Lunge.

Es sei alles okay, sagt die Tochter ihrer Mutter, als sie fragt. Aber die sieht ihr das Gegenteil an. „Du verheimlichst doch etwas.“ Die Frauen ziehen sich zurück und reden. Sie glauben, er berappelt sich wieder. Das hat er immer getan.

11. Mai:

Keine Rückmeldung aus der Rechtsmedizin. Die Tochter von Anne-Christa Falk fragt nach. „Sie brauchen hier gar nicht so oft anzurufen“, fährt sie eine Mitarbeiterin an. Man werde sich melden.

Am Abend beraten die Ärzte über den Zustand von Niels Boldt. Alle Hinweise deuten auf Leberversagen.

Um 19.30 Uhr ruft der Rechtsmediziner Klaus Püschel bei der Tochter von Anne-Christa Falk an, nachdem sie es noch einmal über seine Assistentin probiert hat. Die Rückrufnummer war falsch notiert worden. Er nimmt sich Zeit, fast eine Dreiviertelstunde reden sie. „Ihre Mutter war sehr krank“, sagt er. Aber nicht so sehr, dass ohne Corona jederzeit mit dem Ableben zu rechnen gewesen wäre. Am Ende bittet er sie, ihre Fragen aufzuschreiben und ihm zuzusenden. Er werde sie an die Klinik weiterleiten. Und er verspricht, auch nach den verlorenen Eheringen zu suchen.

12. Mai:

Die Angehörigen dürfen Niels Boldt jetzt sehen. Um Abschied zu nehmen. „Es ist wirklich sehr, sehr ernst.“ Die Tochter gibt zurück: „Es war schon ein paarmal sehr, sehr ernst.“ Sie werden es sich überlegen. Mutter und Tochter gehen noch mal alles durch, von den letzten Fotos aus dem Krankenhaus im März bis zu diesem Tag. Sie erinnern sich an das Leuchten in seinen Augen, wie es nachgelassen zu haben schien, wenn man genau hinsah. Schon auf der Onkologie war es ihm unangenehm, so gesehen zu werden, schwach und hilfsbedürftig.

„Er hat mich immer beschützt“, sagt seine Ehefrau. Seine Tochter ist sicher, was der Wunsch ihres Vaters wäre. Sie fahren nicht ins UKE. Als die Kinder im Bett sind,

geht die Tochter von Niels Boldt auf die Terrasse, schenkt sich ein Glas Rotwein ein und schaut in die Sterne. „Es soll so enden, wie es für ihn am besten ist“, sagt sie sich.

13. Mai:

Der Arzt der Frühschicht sieht die Daten von Niels Boldt, sagt am Telefon: „Es tut mir leid, aber es wird nicht mehr lange gut gehen.“ Um 13.03 Uhr verstirbt Niels Boldt. Kurz darauf ruft ein weiterer Arzt an, kondoliert aufrichtig, er sei friedlich eingeschlafen. Zwei Stunden später meldet sich auch der Chef der Stammzellentransplantation im UKE, ein hochdekorierter, sachlicher Mann. „Wie Sie sicherlich schon gehört haben, ist Ihr Vater ja heute verstorben.“ Der Tochter von Niels Boldt fällt vor Wut fast der Hörer aus der Hand, sagt sie später. Der Chefarzt will nur ausrichten, dass eine Obduktion keine Pflicht ist, weil Niels Boldt in Schenefeld gemeldet war.

„Er soll auf jeden Fall obduziert werden, auf jeden Fall“, sagt die Tochter.
An diesem Tag dürfen Gaststätten und auch große Geschäfte in Hamburg wieder öffnen. Auch Sport im Freien ist wieder erlaubt.

14. Mai:

Ines Brandtjen steckt in einem Teufelskreis, sagen die Ärzte. Ihre Lungen sind an den Spitzen eingefallen und verwundet. Um die Blutung zu stoppen, wurde der Gerinnungshemmer abgesetzt; dadurch wiederum droht die Lungenmaschine zu verstopfen. „Und wenn die Lungenmaschine versagt, ist es das Ende“, schreibt sich die Mutter von Ines Brandtjen auf.

Ein Pathologe meldet sich bei der Tochter von Niels Boldt. „Ist ja jetzt auch fast egal, ob er an oder mit Corona gestorben ist“, sagt sie. Er antwortet: „Nein, er ist definitiv an den Folgen von Covid-19 verstorben.“ Posthum könne man sehen, wie sich das Virus vom Hals durch den Körper gearbeitet habe, über Lunge und Niere bis in die Leber. Niels Boldt wird Teil einer Studie, in der dieser häufige Verlauf deutlich belegt wird.

15. Mai:

Die Ärzte haben eine Lösung gefunden, die Lungenmaschine am Bett von Ines Brandtjen funktioniert wieder. „Aber sie wandelt auf einem schmalen Grat“, sagt eine Ärztin. Eine Verschlechterung würde den Tod bedeuten.

17. Mai:

Die Kulturminister der Länder einigen sich auf die baldige Wiederöffnung von Theatern und anderen Kulturstätten unter besonderen Hygienebedingungen.

18. Mai:

Die Tochter von Niels Boldt versucht, alle Ärzte und Pfleger zu erreichen, mit denen sie im Lauf der Monate oft gesprochen hat. „Ich kannte Ihren Vater noch aus besseren Tagen“, sagt einer. Ein leitender Mediziner sagt, es werde ganz schwer, festzustellen, was nun der Grund war, wer verantwortlich ist. „Aber wenn Sie sich beraten lassen, lassen Sie sich gut beraten.“

Bei Ines Brandtjen ist die Prognose wieder besser. Der Familie wird der weitere Ablauf erklärt. Ihr Körper solle stetig entwässert und sie langsam aus dem Koma geholt werden. Das könne zwischen drei Wochen und drei Monaten dauern. Ihre Familie spielt ihr Lieder des „Eurovision Song Contest“ vor, ist so lange bei ihr, wie es irgendwie geht.

Die Ermittler des LKA tragen in einem Hochhaus am Überseering die bisherigen Erkenntnisse über den Ausbruch zusammen. Bei der Polizei sagen sie, es seien oft grundverschiedene Dinge, was menschlich empörend und was strafrechtlich relevant ist. Solche Fälle seien „ein dickes Brett“.

Das UKE meldet einen weiteren Todesfall: eine 57 Jahre alte Frau.

19. Mai:

Erstmals seit Beginn der Pandemie verzeichnet Hamburg keine einzige neue Corona-Infektion.

Im Briefkasten von Niels Boldt liegen Rechnungen, sie sind an ihn selbst adressiert. 6600 Euro fordert die Firma Unimed allein in einem Brief für privatärztliche Leistungen. Auch der Corona-Test am 7. April wird abgerechnet. Seine Frau hat keine Kraft, sie durchzusehen.

20. Mai:

Den Eltern von Ines Brandtjen wurde gesagt, dass sie nicht mehr jeden Tag nach Eppendorf zu fahren brauchen. Die Eltern bleiben an diesem Tag zu Hause. Sie haben es als gutes Zeichen gewertet.

Nach dem Abendbrot meldet sich der Oberarzt. Ihre Tochter hatte Blutungen an der Einstichstelle des Katheters. Sie brauchte viele Blutkonserven. Später meldet sich eine Schwester. Die Entwicklung sei nicht gut.

Tochter und Sohn beginnen, die Wohnung von Anne-Christa Falk an der Museumstraße auszuräumen. Die Bilder der Familie lassen sie bis zuletzt an der Wand. Vom UKE gab es keine Rückmeldung.

21. Mai:

Am Mittag ist die Familie wieder im UKE. Ines Brandtjen hat unklare innere Verletzungen, die Ärztin kann den Angehörigen kaum Hoffnung machen. Abends fahren Ines' Eltern kurz nach Hause.

Als sie gerade im Bett liegen, klingelt wieder das Telefon. Der Zustand hat sich dramatisch verschlechtert. Sie werde die Nacht kaum überleben. Sofort fahren die Eltern die 80 Kilometer zurück.

22. Mai:

Die Leber von Ines Brandtjen versagt. Da ist Blut im Urin, Blut in den Schläuchen. Sie bekommt weiterhin Blutplasma. Auch pumpen sie Noradrenalin in ihren Körper, aber es ist das Einzige, das ihren Kreislauf noch aufrechterhält.

Die Schwester Nathalie ist die ganze Zeit dabei, auch der Arzt kommt, der Ines Brandtjen ins Koma gelegt hatte. „Sie war sehr entspannt“, sagt er. Und habe noch gescherzt: „Aber ich werd nicht sterben, ne?“ Dann habe sie noch in ihren Terminkalender geguckt, ob sie Geburtstage von Freundinnen verpasse, solange sie im Koma ist.

Die Ärzte sagen, es sei an diesem Punkt der übliche Weg, die Patientin von der Zufuhr abzutrennen. Die Familie stellt sich an ihr Bett, spricht letzte Worte. Der Blutdruck sinkt. Die Familie hört, wie der Arzt hinter ihnen die Infusion abschaltet. Eine Minute lang ist es still, dann schrillt der Alarm des EKG. Um 11.49 Uhr hört ihr Herz auf zu schlagen. Das UKE meldet den Tod von Ines Brandtjen und eines weiteren Betroffenen, eines 49 Jahre alten Mannes.

26. Mai:

Die Rechtsmediziner wollen den Leichnam von Ines Brandtjen unbedingt obduzieren. Sie gehört zu den jüngsten Corona-Toten deutschlandweit. Er wolle aus ihrem Tod für die Lebenden lernen, sagt der Gerichtsmediziner Klaus Püschel der Familie am Telefon. Sie stimmen erst zu, aber widerrufen die Erlaubnis. Schon die Vorstellung, dass Ines im Leichensack beerdigt werden könnte, ist für sie unerträglich.

27. Mai:

Die Tochter von Niels Boldt sitzt mit ihrer Mutter im Konferenzraum ihrer Firma, auf allen Ablagen liegen Muster für Kosmetikprodukte, sie sprechen über ihre Ohnmacht und Niels Boldt. „Medizinisch war alles top, da kann man dem UKE keinen Vorwurf machen“, sagt die Tochter. „Aber die Infektion hätte gar nicht und niemals,

niemals dort passieren dürfen. Dazu diese unfassbare Arroganz. Man fühlt sich verhöhnt."

Ihre Mutter sagt, sie hat es vielleicht noch gar nicht realisiert, weil sie das Ding, das ihren Mann getötet hat, nie gesehen hat. „Man steht jetzt eben da, und es soll vorbei sein." Es fühlt sich an, als sei der Zug, in dem sie ihr ganzes Leben saß, auf einmal stehen geblieben.

28. Mai:

Tochter und Sohn von Anne-Christa Falk haben die Stühle für das Gespräch sehr weit auseinander gestellt, ihre Stimmen hallen im ausgeräumten Wohnzimmer ihrer Mutter. „Das ist das, was sie uns geantwortet haben", sagt sie und wirft den Brief hinüber, als wäre er das Papier nicht wert. Man bedaure den Tod ihrer Mutter, hat das UKE nach Wochen geschrieben. Auf keine einzige Frage der Frau sind sie eingegangen.

Sie haben Anwälte eingeschaltet. Es war das ganze Wesen ihrer Mutter, Ungerechtigkeiten nicht einfach zuzusehen. „Wenn sich jemand nicht anständig verhalten hat, war sie nicht mehr warm, sondern ganz deutlich", sagt ihre Tochter. Diesem Vorbild wollen sie folgen.

28. Mai:

Bei der Aufbahrung müssen sie zwei Meter Abstand halten. Die Viruslast des Körpers sei noch extrem groß gewesen, haben die Rechtsmediziner gesagt. Ihre Mutter hat keine Kraft mehr zu schreien, kaum zu weinen, sie stehen einfach da.

29. Mai:

Trauerfeier für Ines Brandtjen in der Friedhofskapelle von Anderlingen. Der Pastor sagt, Ines Brandtjen sei wohl der Mensch „mit den geografisch am weitest

entfernten Kochkursen“ gewesen, auf Bali und in Tansania. „Zumindest aus Anderlingen.“ Ihre Mutter lächelt mit Tränen in den Augen.

Eine Organistin spielt das Lied „Halleluja“. Babette Grosch, die wieder zu Hause ist, schaut auf ihrem iPad zu und ist ergriffen.

2. Juni:

Die Freibäder öffnen wieder. Die Online-tickets sind vielerorts schnell ausgebucht.

5. Juni:

Die Seebestattung von Niels Boldt. Seine Tochter spielt Lieder von ihrem Handy, die Playlist „Papas Tag“. Er mochte kraftvolle Musik, AC/DC, Queen, keinen Weichspülkram.

Aber am besten passt für seine Tochter in diesem Moment „Das Leben ist schön“ von Sarah Connor. „Und wenn ihr schon weint / dann bitte vor Glück“, heißt es darin. „Dann bin ich da oben / und sing für euch mit“.

Als auf dem Weg zur letzten Ruhestätte ihres Vaters die Sonne durch die Wolken bricht, ist das für seine Tochter ein Zeichen. Sie geht später erleichtert von Bord des Krabbenkutters.

13. Juni:

Sohn und Tochter von Anne-Christa Falk haben einen Anwalt eingeschaltet. Er macht ihnen aber keine Hoffnungen auf einen schnellen Erfolg.

17. Juni:

Der Vater von Ines Brandtjen geht wieder zur Arbeit. Er musste die Beruhigungsmittel länger nehmen als seine Frau. Aber der Alltag tut ihm gut. Das

Ehepaar Brandtjen wundert sich, warum die Staatsanwaltschaft sich noch nicht gemeldet hat.

26. Juni:

Die Frau von Niels Boldt hat sich etwas gefangen. Aber sie steht noch immer jeden Tag um 5.30 Uhr auf. „Dann läuft erst mal der Fernseher“, sagt sie. Sie frühstückt, bringt die Zeit rum und sehnt sich, dass der Arbeitstag beginnt. Um 9.30 Uhr ist sie im Büro und lässt sich wenig anmerken. Neulich war sie im Baumarkt, hat Pflanzen gekauft, zum Einbuddeln im Garten. Sie vergammeln.

28. Juni:

Anne-Christa Falk wird auf dem Friedhof in Groß Flottbek beigesetzt. Ihr Urenkel Jasper trägt die Urne und hält die Trauerrede: „Wir vermissen dich sehr.“ Der Anwalt der Familie hat das UKE aufgefordert, die Patientenakte der Verstorbenen zur Verfügung zu stellen.

Die Familie Brandtjen hat einen Ausflug in den Wildpark Lüneburger Heide unternommen, mal rauskommen, versuchen abzuschalten. Es funktioniert nicht. Am Abend fühlen sie sich schlecht, völlig erschöpft. Sie sind froh, wenigstens wieder zu Hause zu sein.

1. Juli:

Noch weitergehende Lockerungen treten in Hamburg in Kraft. Veranstaltungen mit bis zu 1000 Personen sind wieder erlaubt. Der Senat ist stolz darauf, wie gut Hamburg bislang durch die Pandemie gekommen ist.

3. Juli:

Das UKE hat den Ermittlern eine „Timeline“ übermittelt, mit den wichtigsten Daten. Mitarbeiter und Patienten wurden bislang nicht befragt. Die Vorermittlungen richten sich gegen „unbekannt“.

8. Juli:

Die Familie von Niels Boldt lässt sich nun auch anwaltlich beraten. „Ein so großes Krankenhaus wie das UKE hat einen sehr großen Teppich“, sagt die Tochter. „Unter den will man eigentlich nicht gucken.“ Aber dieses Versagen auf höchster Ebene müsse aufgeklärt werden.

12. Juli:

100 Tage sind seit dem Ausbruch im UKE vergangen. Die versprochenen Ergebnisse der Aufklärung hat das UKE nicht veröffentlicht. Die Behörden ihre Erkenntnisse ebenfalls nicht. Man verweist auf die Ermittlungen.

14. Juli:

In der Post finden Tochter und Sohn von Anne-Christa Falk einen Brief, er ist an ihre verstorbene Mutter adressiert. Der Unterzeichner ist Prof. Johannes Knob-loch, Chef der Krankenhaushygiene im UKE. Er nimmt Bezug darauf, dass Anne-Christa Falk im UKE auf das neuartige Coronavirus getestet worden ist.

Man würde sich freuen, wenn sie dazu an einer Online-Umfrage teilnehme. Einen Zugangscode schickt das UKE gleich mit. „Wir danken Ihnen für Ihre Unterstützung!“, heißt es am Ende, mit freundlichen Grüßen.

19. Juli:

Das Ehepaar Brandtjen versucht, sich jedes Wochenende zu verabreden. Mit den Eltern der Freundinnen ihrer Tochter. „Wir kannten sie kaum, aber sie waren zuerst für uns da“, sagt die Mutter der Verstorbenen. Es sind die besten Abende seit Monaten. Endlich entsteht etwas, statt nur zu vergehen. Aber zu einigen Nachbarn und Freunden gebe es viel weniger Kontakt, sagt die Mutter von Ines Brandtjen. Sie grüßen, wenn man sich trifft, aber mehr ist da nicht. „Das Telefon klingelt ja fast gar nicht mehr.“

23. Juli:

Mit 24 Fällen steigt die Zahl der Neuinfektionen in Hamburg plötzlich wieder stark an. Im UKE sind die ersten Ergebnisse des Impfstofftests sehr ermutigend. Man rechnet im besten Fall zu Jahresbeginn 2021 mit einem wirksamen Präparat.

30. Juli:

Noch immer gehen Kondolenzbriefe in der Kosmetikfirma von Niels Boldt ein. „Er war der netteste Mann, den wir je kennenlernen durften“, schreiben Geschäftspartner aus den USA. „Er ließ seine Lust auf das Leben so mühelos wirken.“ Seine Tochter und seine Frau führen den Betrieb mit Stolz fort.

Für die Rechnungen haben sie einen dicken Ordner angelegt, der beinahe aus allen Nähten platzt. Weit mehr als 100.000 Euro sind für die Behandlung von Niels Boldt an privaten Zusatzleistungen angefallen, sie müssen das mit der Versicherung klären. Das UKE hat mitgeteilt, sie könnten die Patientenakte des Mannes gern zur Verfügung stellen, ausgedruckt. Die Kosten müssen die Angehörigen tragen, 672 Euro plus Porto für rund 2200 Seiten.

1. August:

In Berlin gehen rund 20.000 sogenannte Corona-Leugner auf die Straße. Sie halten die Auflagen für übertrieben und das Virus für eine Erfindung der Eliten.

7. August:

Mit 80 Neuinfektionen an einem Tag wird in Hamburg der höchste Stand seit Mitte April erreicht. Bundesweit wird über die Urlaubsrückkehrer diskutiert.

8. August:

Das Ehepaar Brandtjen hat eine Trauerbegleiterin eingeschaltet. Eigentlich mache sie nicht viel, höre zu. Und sie müssen sich auch daran erst gewöhnen. „Es ging ja immer nur um die Zukunft, was aus Ines wird, was sie studiert, was sie macht. Das war unser Leben." Diese Zukunft sei ihnen genommen worden. „Und jetzt soll man sich auf einmal wieder um sich selbst kümmern."

14. August:

Die große Wohnung von Anne-Christa Falk im Herzen von Altona ist neu vermietet. Sie wurde als Immobilie in Top-Lage angeboten, es gab mehr als 100 Interessenten.

Ihre Kinder sagen, sie hätten nicht viel für ihre Mutter verlangt, nur einen Abschied, wenn es wirklich Zeit ist. „Der Schmerz darüber bleibt, wie das Gefühl, dass dieser Ausbruch unnötig war." Die Eheringe ihrer Mutter bleiben verschwunden. Auch die Patientenakte haben sie noch nicht erhalten.

17. August:

Seine Enkeltöchter können abends noch immer oft nicht einschlafen, sagt die Tochter von Niels Boldt. „Dann weinen sie und vermissen ihren Opa.“ Sie haben aber auch gesagt, immerhin habe er ein „verdammt cooles Leben“ hinter sich.

Sie denke noch immer darüber nach, was das andere Ende seiner Geschichte gewesen wäre, wie es ihm gehen würde, wenn er Corona überlebt hätte. „Ein schwacher alter Mann zu sein und an einer normalen Krankheit zu sterben hätte nicht zu ihm gepasst.“ Wenn er jetzt im Himmel sei, werde er bestimmt im Scherz mit seinem Abgang angeben.

19. August:

Die Infektionszahlen sind seit Tagen so hoch wie im Mai.

Babette Grosch gibt ihren Weinladen in Ottensen auf. Sie will sich mit ihrem Mann zurückziehen, Zeit für sich haben, ihre Krebsbehandlung abschließen. Von der Corona-Infektion ist wenig geblieben. „Nur mein Geruchssinn ist leicht geschwächt, nicht das Beste als Weinliebhaberin“, sagt sie. Sie denkt noch immer viel über Ines Brandtjen nach, aber wenig darüber, wer die Schuld am Ausbruch trägt. „Das war einfach ein riesiger Tsunami“ glaubt sie. „Der hat selbst das UKE überrollt.“

20. August: Die Staatsanwaltschaft erwartet ein erstes Gutachten zum Ausbruch in der Onkologie. Es soll die genauen Infektionswege bestimmen. Ob die Daten ausreichen, um über ein weiteres Verfahren zu entscheiden, ist unklar. In Polizeikreisen wird nicht davon ausgegangen, dass es jemals zu einer Anklage kommt. „Höchstens gegen einzelne Mitarbeiter“, sagt ein Beamter. „Dann hat man ein armes Schwein in einem Gerichtssaal, aber immer noch keine Antworten.“

Das UKE hat alle Gesprächsanfragen des Abendblatts zu den Geschehnissen abgelehnt, mit Verweis auf die laufenden Ermittlungen. Man stehe aber den Angehörigen „jederzeit für ein Gespräch zur Verfügung“, ihnen gelte das Mitgefühl des Klinikums. Schließlich gibt es doch eine schriftliche Antwort auf einen

ausführlichen Fragenkatalog. „Die tragischen Geschehnisse im Zentrum für Onkologie haben uns zutiefst betroffen gemacht“, schreibt die Klinik.

Die Leitung betont weiterhin, alle Standards erfüllt zu haben – von der Vorbereitung auf die Pandemie bis zum Umgang mit dem Ausbruch. Die Maßnahmen seien „zielgerichtet und effektiv“ gewesen. „Ohne konsequentes Handeln“, glaubt das UKE, wären „weitaus mehr Betroffene zu erwarten“ gewesen. „Bis heute hat es im Zentrum für Onkologie kein Ausbruchsgeschehen mit Sars-CoV-2 mehr gegeben.“

Die Sequenzanalyse hat jedoch ergeben, dass sich 30 der betroffenen Mitarbeiter „hoch wahrscheinlich“ im Klinikum infiziert hätten, viel mehr stehe noch nicht fest. Es ist möglich, dass nie klar wird, wer die Quelle des Ausbruchs war. Keiner der Beteiligten wollte einem anderen Menschen schaden. Aber alle müssen vorerst mit der Ungewissheit leben.

24. August:

Der Friedhof von Anderlingen, der Regen prasselt aufs Grab von Ines Brandtjen. Da steht ein Gesteck mit einer Engelsfigur und Blumen, die nicht alle von ihrer Familie stammen. Es waren wohl die Nachbarn aus dem Dorf. Jeden Tag kommt ihre Mutter her. Abends schafft es das Paar inzwischen wieder, auch mal einen „Tatort“ im Fernsehen anzusehen.

„Es gibt schlimme und nicht ganz so schlimme Tage“, sagt die Mutter von Ines Brandtjen. Neulich hat sie Bilder in den Nachrichten gesehen, Hunderte feiernde Menschen dicht beieinander, sie pfiffen auf den Abstand und das Virus. Es war ein schlimmer Tag. „Ich würde ihnen gern Ines vorstellen, jedem Einzelnen von ihnen“, sagt sie. Ihre Stimme bricht. „Aber das kann ich nicht.“

Sie selbst hat es geschafft, ihr Leid ein paar Tage zurückzudrängen, sie sind dafür auf die Nordseeinsel Wangerooge gefahren. Sie dachten nicht daran, was Ines jetzt sagen oder machen würde, außer einmal.

„Das Wasser war wirklich kalt, da braucht man Überwindung“, sagt sie. Aber Ines, glaubt sie, wäre sofort hineingesprungen.

(*Name geändert)

Roland Bergers späte Reue

Er ist Deutschlands bekanntester Unternehmensberater. Seine Stiftung tut viel Gutes und vergibt einen Preis für Menschenwürde. Die Auszeichnung soll auch an Bergers Vater erinnern, den der Junior lange zum Nazi-Opfer stilisierte. In Wahrheit war Georg Berger früh NSDAP-Mitglied, hoher Funktionär in der Hitler-Jugend und Profiteur von Arisierungen. Jetzt stellt sich Roland Berger der Wahrheit.

Von Sönke Iwersen, Andrea Rexer, Marina Cveljo, Hans-Peter Siebenhaar, Isabelle Wermke, Handelsblatt, 18.10.2019

Es ist ein Preis, der Roland Berger besonders am Herzen liegt: Eine Million Euro hat die Stiftung des profiliertesten deutschen Unternehmensberaters dafür ausgelobt, außerordentliche Verdienste um den Schutz der Menschenwürde auszuzeichnen. Mit der Verleihung will Roland Berger seit 2008 auch an jenen Mann erinnern, den er stets als sein moralisches Vorbild bezeichnete: Georg Berger, seinen Vater.

Wenn Berger ruft, kommen alle. Der mittlerweile 81-Jährige prägte die deutsche Wirtschaft und verfügt über ein Netzwerk der Sonderklasse. Schirmherren des Roland Berger Preises waren schon die Bundespräsidenten Christian Wulff und Horst Köhler, in der Jury saßen der ehemalige Außenminister Joschka Fischer, der frühere Präsident der Europäischen Kommission, Romano Prodi, und Friedensnobelpreisträger Kofi Annan. Wenn am kommenden Montag in Berlin der achte Roland Berger Preis für Menschenwürde vergeben wird, ist Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble der Festredner.

Viel Freund, viel Ehr - vor allem, wenn man eines bedenkt: Bergers Vater war nicht das aufrechte Nazi-Opfer, zu dem ihn sein Sohn in zahlreichen Interviews stilisierte. Ganz im Gegenteil: Berger senior war ein Profiteur des Hitler-Regimes.

13 Jahre lang gehörte Georg Berger der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) an. Er arbeitete als oberster Finanzchef der Hitler-Jugend, wurde 1937 von Adolf Hitler zum Ministerialrat ernannt, leitete später als Generaldirektor ein „arisiertes“ Unternehmen in Wien und wohnte in einer von ihren jüdischen Eigentümern beschlagnahmten Villa.

Das Handelsblatt recherchierte diese Details in monatelanger Arbeit. Konfrontiert mit den Ergebnissen, kam von Berger kein Dementi. Er engagierte den bekannten Historiker Michael Wolffsohn, einen Experten für deutsch-jüdische Geschichte. Gemeinsam sprachen sie nun vor wenigen Tagen erstmals über das wahre Gesicht von Georg Berger. Die bittere Bilanz seines Sohnes: „Wenn Sie so wollen: Ja, dann war es wohl ein ungewollter 'tragischer Selbstbetrug', den ich mir da habe zuschulden kommen lassen.“ (siehe Interview auf Seite 50)

Die deutsche Geschichte bleibt komplex - und die Aufarbeitung zeitigt auch im Jahr 2019 vielerlei Facetten. Erst fünf Monate ist es her, dass die Keks-Erbin Verena Bahlsen mit ihren Worten zur NS-Geschichte ihres Familienunternehmens Empörung auslöste. „Bahlsen hat sich nichts zuschulden kommen lassen“, sagte die Urenkelin des Gründers Hermann Bahlsen, obwohl das Unternehmen in der NS-Zeit mehr als 200 Zwangsarbeiter beschäftigte. Kurz danach entschuldigte sie sich. Nun soll ein unabhängiger Historiker das Thema aufarbeiten - so wie das auch andere Unternehmen wie etwa Dr. Oetker bereits unternahmen (siehe „Dunkle Ahnung“ auf Seite 49).

Verena Bahlsen war 26 Jahre alt, als sie sich mit einer einzigen Äußerung an der deutschen Vergangenheit verhob. Roland Berger ist 81 und erzählt seit fast zwei Dekaden, sein Vater sei Opfer der Nationalsozialisten gewesen.

Dabei hätte er es besser wissen können. Die Widersprüche im Leben seines Vaters scheinen zu offensichtlich. So stellt sich die Grundfrage: Handelte es sich um einen Fall tragischen Selbstbetrugs oder um bewusste Geschichtsklitterung?

Vergangenheitsbewältigung ist ein schwieriges Thema in Deutschland. Die NSDAP hatte einst mehr als sieben Millionen Mitglieder. Die Kinder der Nazis sprachen selten über Verbrechen und Schuld. „Die Ambivalenz zwischen der Liebe zu

den Eltern und dem Bewusstsein, die Eltern haben Unrecht getan, ist eine Zerreißprobe für die Kinder“, erklärt die Soziologin Uta Rüchel. „Eine Verschönerung der doch so anderen Realität ist kein Einzelfall.“

Das gilt auch für diejenigen, zu denen andere aufblicken. Jahrzehntelang war Roland Berger die Nummer eins seiner Branche. Er beriet Wirtschaftsgrößen und Regierungen, lehrte an Universitäten, erhielt zahlreiche nationale und internationale Auszeichnungen (siehe „Doyen der Beraterbranche“ auf Seite 47). Nichts, was Georg Berger je getan haben mag, schmälert die Lebensleistung seines Sohnes. Doch was immer Roland Berger zur öffentlichen Verklärung seines Vaters trieb: Naivität wäre eine merkwürdige Antwort bei einem sonst so versierten Menschenkenner.

Roland Bergers erste öffentliche Sätze zum Papa stammen aus dem März 2003. Dem Berliner „Tagesspiegel“ sagte er damals, sein Vater sei zwar NSDAP-Mitglied gewesen, aber noch vor Kriegsbeginn „aus religiöser Überzeugung aus der Partei ausgetreten“. Im Laufe der Zeit dramatisierte Berger die Rolle seines 1977 verstorbenen Vaters immer mehr. 2012 rühmte er ihn in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“: „Unter Gefahr für sein Leben hat er gezeigt: Mit mir nicht.“

Es war eine bewegende Geschichte, die Berger erzählte. Aber sie stimmt nicht. Das Handelsblatt hat historische Zeitungsartikel ausgewertet, zahlreiche Archive durchforstet und Georg Bergers Personal- sowie seine Strafakte studiert. Er war nicht der Mann, den sein Sohn beschrieb.

Georg Berger kam am 12. September 1893 in Würzburg zur Welt. Er lernte den Kaufmannsberuf, wurde im Januar 1911 Lagerbuchhalter in Kulmbach. Berger kämpfte im Ersten Weltkrieg und wurde am Arm verwundet. Nach Kriegsende arbeitete er frei für verschiedene Firmen, wurde im November 1922 Direktor der Tiroler Industriewerke; von 1927 bis 1934 war er selbstständiger Steuerberater und Treuhänder. Anschließend widmete er seine Arbeitskraft ganz der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.

All das geht aus dem Personalfragebogen der Reichsleitung der NSDAP vom 22. September 1935 hervor, unterschrieben von Georg Berger selbst. Sein Sohn sagte später, Berger sei 1933 auf Anraten des Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht in die

NSDAP eingetreten. „Er glaubte wohl auch, dass die Partei etwas Positives bewirken könnte“, so Berger junior gegenüber dem „Rotary Magazin“, das ihn weiter zitierte: „Nach der Reichskristallnacht 1938 wurde ihm klar, wohin das Ganze führen würde, nämlich in den Holocaust. Konsequent, wie er war, ist er deshalb schnell aus Hitlers Partei ausgetreten.“

Das stimmt nicht. Georg Berger trat schon zwei Jahre früher in die NSDAP ein - am 1. Juni 1931 - und zahlte seine Mitgliedsbeiträge bis September 1944. Im April 1934 wurde Berger Revisor in der Reichsleitung der NSDAP. Am 24. Februar 1935 leistete er im Münchener Bürgerbräukeller seinen Eid auf den Führer: „Ich schwöre: Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes Adolf Hitler treu und gehorsam sein, die Gesetze beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe.“

Am 10. Januar 1936 stieg Berger zum Reichskassenverwalter der Hitler-Jugend auf. Im November 1937, als sein Sohn Roland zur Welt kam, war der Vater oberster Finanzchef des Nazi-Nachwuchses, außerdem Verbindungsführer zu den Spitzenbehörden. Berger führte eine Dienstpistole mit sich, eine Walther PPK, Kaliber 7,65. Seine Gesinnung verewigte er im Vorwort des Buchs „Verwaltungs-Dienstvorschriften für NSDAP-Hitler-Jugend“. Als Berger am 30. September 1939 aus seinen Ämtern schied, gab er gesundheitliche Gründe an. Er beantragte ein Dankschreiben von Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß - und bekam es auch.

Das Handelsblatt bat Roland Berger vor einem Monat zum Gespräch. Wie kam er darauf, dass sich sein Vater 1938 unter Lebensgefahr mit dem Hitler-Regime anlegte, wenn Georg Berger doch in Wirklichkeit Spitzenfunktionär der NSDAP war und blieb? Am 11. Oktober lud der Unternehmensberater in sein Büro in der feinen Münchener Maximilianstraße. An seiner Seite: Michael Wolffsohn. Der jüdische Historiker soll gemeinsam mit dem Historischen Institut der Universität Potsdam die Rolle von Bergers Vater in der NS-Zeit aufarbeiten. Schon jetzt, sagte Wolffsohn im Gespräch, sei eines klar: „Georg Berger war in der Tat Profiteur des NS-Systems.“

Roland Berger erzählte an jenem Nachmittag in München, dass er bislang das Gegenteil geglaubt habe, die Opfergeschichte: „Mir schien das alles plausibel“, sagte Berger. „Insofern gab es in mir keinerlei Zweifel.“

Das Bild von seinem Vater wurde mit den Jahren sogar immer vorteilhafter. Im November 2008 hob er seine Idealisierung auf eine neue Ebene: Die Roland Berger Stiftung entstand. Ausgerüstet mit 50 Millionen Euro Kapital aus Bergers Privatvermögen sollte sie sich für eine gerechtere Chancenverteilung in der Gesellschaft einsetzen. Außerdem lobte seine Stiftung den Roland Berger Preis für Menschenwürde aus. „Das geht auf meinen Vater zurück, einen überzeugten Christen“, erklärte Berger später der „Süddeutschen Zeitung“.

Bergers gute Taten blieben nicht unbemerkt. Am 15. November 2008 verlieh ihm das Jüdische Museum in Berlin den Preis für Verständigung und Toleranz. Die Jury um Museumsdirektor Michael Blumenthal postulierte: „Sein Engagement für Menschenrechte und Bildung begründet Roland Berger auch mit den Erfahrungen seiner Familie im nationalsozialistischen Regime. Sein Vater hatte sich öffentlich von der NSDAP distanziert und war 1944 verhaftet worden.“

Bergers bewusste oder unbewusste Lebenslüge erhielt damit ein moralisches Siegel, das niemand mehr hinterfragte. Alle deutschen Medien, das Handelsblatt eingeschlossen, glaubten ihm die Heldengeschichten seiner väterlichen Lichtgestalt in dunkler Zeit aufs Wort. Besonders treuherzig gab sich ein Magazin aus Hamburg.

„Exklusiv für ‚Manager Magazin' hat der Erste Ratgeber der Republik sein Privatarchiv geöffnet und in etlichen Gesprächen eine Lebensbilanz gezogen“, schrieb die Redaktion in ihrer Titelgeschichte im November 2008. Als Kind habe Berger „miterlebt, wie entwürdigend der Vater im Dritten Reich behandelt wurde“.

Aufmüpfig sei sein Vater gewesen. Standhaft habe sich der Tiefgläubige gegen das Drängen der Nazis geweigert, er solle aus der Kirche austreten. Reichsjugendführer Baldur von Schirach habe gar verboten, Roland Berger zu taufen. Seine Eltern hätten sich nicht daran gehalten. Georg Berger habe sich als Geldverwalter geweigert, antireligiöse Veranstaltungen zu finanzieren. „Um ihn umzustimmen, bot man ihm den Posten eines Ministerialrats an“, hieß es in dem

Artikel. Dabei hatte Hitler Georg Berger schon am 20. April 1937 zum Ministerialrat ernannt - sieben Monate vor Roland Bergers Geburt.

Es gab viele solcher Widersprüche, wenn Berger über seinen Vater sprach. Niemand fragte nach. In der Hamburger Erzählung der Lebensgeschichte von Georg Berger ging er im totalitären Regime aufrecht seinen Weg. „Berger verzichtete auf die vermeintliche Karriere und wechselte im Mai 1939 wieder in die freie Wirtschaft“, schrieb das „Manager Magazin“. Und weiter: „Er stieg zum Generaldirektor der Ankerbrot-Werke auf, der größten Brotbäckerei Österreichs. ... Berger war mit einem klassischen Saniererjob beauftragt worden. Er sollte die Ankerbrot-Werke entschulden, die Verluste minimieren und die Eigentumsverhältnisse ordnen.“

Freie Wirtschaft? Klassischer Saniererjob? Ankerbrot wurde 1891 von den jüdischen Brüdern Heinrich und Fritz Mendl gegründet. 1938 beschlagnahmte der Reichskommissar für die Behandlung feindlichen Vermögens ihr Unternehmen, die Familie Mendl flüchtete in die Schweiz, später in die USA und nach Neuseeland. Auf diese Weise „arisiert“, kam die Großbäckerei in öffentliche Zwangsverwaltung.

Dass Georg Berger Generaldirektor von Ankerbrot werden konnte, hatte System. „Führungskader der Hitler-Jugend wurden in Nazi-Deutschland bevorzugt behandelt“, erklärt der NS-Historiker Michael Buddrus. Einzelheiten regelte eine Verfügung von Hitlers Stellvertreter Heß. Diejenigen HJ-Führer, die einen anderen Beruf ergreifen wollten, waren „von allen Parteidienststellen in dem Bestreben zur Erlangung einer angemessenen Stellung zu unterstützen“.

Und Berger senior wurde unterstützt. Der frischgebackene Chef zog von Berlin nach Wien, wohnte zehn Monate lang im Hotel Erzherzog Rainer. Dann machten ihm die Nazis eine Villa frei.

Das Anwesen in der Sternwartestraße 75 schmückt Wien noch heute. Es liegt im Cottage-Viertel, Anfang des 19. Jahrhunderts als Domizil für Beamte, Lehrer und Offiziere entworfen. Später siedelten sich hier Künstler an, zwei Häuser entfernt wohnte bis 1931 der Schriftsteller Arthur Schnitzler. Hinter der opulenten Villa, in die Familie Berger kurz vor Weihnachten 1941 einzog, lag im großen Garten ein Teich,

erzählte Roland Berger später Journalisten. Hier lernte er im Winter als Dreikäsehoch das Schlittschuhlaufen.

Die Bergers hatten viel Platz. Ein Grundriss der Villa zeigt zwei Wohnzimmer, einen Speisesaal, ein Damen- sowie ein Herrenzimmer, zwei Kinder- und ein Kinderspielzimmer. Auf dem Dachboden gab es zwei Zimmer für Diener, eines für Gäste, eines zum Bügeln und ein Bedenkzimmer.

Die rechtmäßigen Eigentümer des Anwesens hießen Heinrich und Laura Kerr. Am 10. November 1938 nahmen Gestapo-Beamte dem damals 74 und 76 Jahre alten jüdischen Ehepaar sämtliches Bargeld ab, ihre Versicherungspolicen, Halsketten, Uhren, ja sogar Manschettenknöpfe und Krawattennadeln. Später beschlagnahmten die Nazis auch ihre Villa. Die Kerrs wurden ausgebürgert - wie viele Juden aus dieser Nachbarschaft.

In ihre Häuser zogen in der Regel ranghohe Nationalsozialisten. Die Sternwartestraße 75 wurde dem „arisierten“ Unternehmen Ankerbrot zugeschlagen, die Villa diente fortan als „Dienstwohnung“ für ihren Generaldirektor. Georg Berger ließ sich von seinem Aufsichtsrat ein Vorkaufsrecht einräumen. Die Haushälterin der Kerrs durfte bleiben; sie war arischer Abstammung.

Roland Berger hat all dies nie erwähnt, wenn er über seinen Vater sprach. Dabei sprach er viel. „Bis heute ist mein Vater für mich ein moralisches Vorbild. Er steht für Anstand und Mut“, sagte Berger dem „Focus“ im Juli 2012. Dem „Rotary Magazin“ sagte er im August 2015: „Wenn mein Vater etwas tat, war er davon auch überzeugt. Er war ein ernsthafter Überzeugungstäter.“

Im Frühjahr 1941 veranstalte Ankerbrot einen „kameradschaftlichen Gefolgschaftsabend“ in den Wiener Sofiensälen. Es war ein symbolträchtiger Ort. Im Mai 1926 gründete sich dort die NSDAP in Österreich, ab 1938 waren die Sofiensäle eine Sammelstelle für die zur Deportation bestimmten Juden. Genau hier führte SA-Obergruppenführer Alfred Proksch Berger in die Firma und Wiens Gesellschaft ein.

Proksch war ein Nazi der ersten Stunde. Er hatte die NSDAP in Österreich mit aufgebaut und verlor über seine glühende Verehrung für Hitler sogar seine Staatsbürgerschaft. Als die NSDAP 1933 in Österreich verboten wurde, floh Proksch

nach Deutschland. 1938 kehrte er in seine inzwischen von Hitlers Truppen besetzte Heimat zurück und wurde Gruppenführer der Sturmabteilung (SA).

Am 15. März 1941 trat Proksch in den Sofiensälen vor die Ankerbrot-Belegschaft. Er war nun Träger des Goldenen Ehrenzeichens der NSDAP und Präsident des Landesarbeitsamtes Wien. Wenn dieser Mann einen neuen Chef vorstellte, wusste jeder der 2000 anwesenden Mitarbeiter, wie er Georg Berger einzuschätzen hatte.

Knapp ein Jahr später kam Berger erneut in die Sofiensäle. Am 2. Februar 1942 berichtete das „Neue Wiener Tagblatt“ von einem „Gefolgschaftsabend der Ankerbrotfabrik“, der dort am Samstag zuvor stattgefunden hatte. Ein Ballett tanzte, Kunstradfahrer führten ihr Können vor. „Auch die glänzenden Leistungen zweier Musikkapellen trugen dazu bei, dass von allem Anfang an unter den Anwesenden eine glänzende Stimmung herrschte“, schrieb die Zeitung. Berger sprach die Begrüßungsworte. Das Motto des Abends: „Die Front der Heimat grüßt die Front im Feld“.

In der Erinnerung seines Sohnes fand diese Nazi-Idylle nicht statt - im Gegenteil. Nachdem sein Vater nach der „Reichskristallnacht“ 1938 aus der NSDAP ausgetreten sei, so erzählte Roland Berger der „Süddeutschen Zeitung“, „hatten wir alle sechs bis acht Wochen die Gestapo im Haus. Die Gestapo kam auch noch, nachdem wir 1941 nach Wien gezogen waren ... Die haben alles durchsucht, bis zum Kohlenkeller, um etwas gegen meinen Vater zu finden. Das ging bis ins Lächerliche. Uns hat mal eine Bäuerin aus Egglkofen, dem Heimatort meiner Mutter, eingelegte Eier geschickt. Die haben sie 1942 als Vorwand genommen, um meinen Vater das erste Mal zu verhaften.“

War es so? Dem Handelsblatt liegt die Handakte des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof Wien von 1943 vor. Im Frühjahr des Vorjahres gab es demnach mehrere Anzeigen gegen Georg Berger, eine stammte vom Verkaufsleiter der Ankerbrot. Der war zum Kriegsdienst eingezogen worden und beschwerte sich, dass der daheim gebliebene Generaldirektor in seiner „Judenvilla“ in Saus und Braus lebte, während überall Lebensmittel und Kleidung rationiert waren.

Einzelheiten schildert ein Polizeibericht vom 20. Juni 1942. Berger habe seine Villa „mit einem unerhörten, in einem krassen Widerspruch zu den durch die Kriegslage gebotenen Sparmaßnahmen stehenden Aufwand“ ausgebaut, stand dort zu lesen. 22 seiner Mitarbeiter verbrachten demnach mitten im Krieg 3724 Arbeitsstunden damit, Bergers Prachtbau zu verschönern. Zwar warnte der Werksleiter der Ankerbrot, dass dadurch der Betrieb litt. Er habe aber „die Zurückziehung der Arbeiter von den Adaptierungsarbeiten nicht erreichen können“.

Die Kosten der Umbauten veranschlagten die Beamten mit 80.000 Reichsmark. Das entspräche einer heutigen Kaufkraft von mehr als 300.000 Euro. Berger zahlte davon laut Unterlagen ein Zehntel, das Unternehmen den Rest. Eigentlich hätte das Projekt einer Genehmigung des Arbeitsamts und der Gemeindeverwaltung bedurft, kritisierten die Polizisten. Berger habe die Vorschrift umgangen, indem er die Umbauten als „geringfügig“ deklarierte. Im Bericht wurde dies als „bewusste Täuschung“ festgehalten.

Die NS-Beamten werteten Bergers Aktivitäten als Kriegswirtschaftsverbrechen und leiteten ein Verfahren ein. Berger habe durch sein Verhalten als Betriebsführer das Ansehen der NSDAP geschädigt. Fast jeden Tag brachte laut den Ermittlungen ein Mitarbeiter „drei bis vier Kilo feine Backwaren“ ins Haus, ohne dass Berger dafür die vorgesehenen Lebensmittelmarken abgab. 3850 Kilogramm Heizmaterial, das „nur für den lebenswichtigen Betrieb der Firma bestimmt war“, soll Berger privat verfeuert haben.

Am 3. April 1942 beschlagnahmte die Gestapo 68 Eier, einen Topf mit zehn Kilogramm Talg, siebeneinhalb Stangen Butterschmalz und viereinhalb Kilogramm Schokolade in Bergers Villa. Das Horten von Nahrungsmitteln stand unter Strafe. Am 16. Juni 1942 rückte die Gestapo erneut an und fand laut Protokoll 18 in einem Weinregal gelagerte, mit Butterschmalz gefüllte Flaschen, 30 Kilogramm Würfelzucker, 45 Flaschen Fruchtsäfte, 50 Kilogramm Bienenhonig sowie mehr als 300 Flaschen Sekt und Wein. Außerdem habe Berger in seiner Villa 130 Pakete Waschpulver, acht Kilo Kernseife sowie Möbel- und Kleiderstoff in rauen Mengen gebunkert.

Berger sagte später aus, er habe die Lebensmittel und Spinnstoffe kurz vor dem Krieg erworben. Bergers Ehegattin Thilde dagegen antwortete bei ihrer Befragung, sie habe das Butterschmalz 1941 von Verwandten erhalten - zwei Jahre nach Kriegsbeginn.

Die NS-Beamten stuften Berger nicht nur als Dieb ein, sondern auch als Betrüger. Er habe nach der ersten Durchsuchung das Butterschmalz in Weinflaschen umfüllen lassen, um die Polizei zu täuschen. Im Juli 1942 musste Berger den Vorstand der Ankerbrot AG verlassen. Seine Dienstvilla räumte er trotzdem nicht.

Roland Bergers Vater wurde nun tatsächlich zum Widerständler. 24 Monate lang verteidigte er seinen Prachtbau mit 600 Quadratmetern Ziergarten gegen die Nazis. Auskunft über seinen Kampf gibt das Staatsarchiv Wien.

Nach den dort verwahrten Unterlagen war die Traumimmobilie in der Sternwartestraße unter Nazi-Führern heiß begehrt. Berger hatte früh zugegriffen, 1942 wollte Alfred Proksch sie haben. Kaum war Berger bei Ankerbrot entlassen, meldete sich der Gauleiter bei der Wiener Verwaltung. Er beabsichtige, die Luxusvilla als Dienstwohnung in Anspruch zu nehmen, schrieb Proksch. Das Problem: Berger saß noch drin.

Er hatte gut verhandelt. Zwar zahlte er jeden Monat 305 Reichsmark an den Verwalter der Villa. Dieser Spottpreis deckte aber kaum die Grundsteuer und Betriebskosten. Während der Generalstaatsanwalt dem Landgericht Wien einen dringenden Tatverdacht gegen Berger wegen Kriegswirtschaftsverbrechen meldete, verwies Georg Berger auf seinen Mietvertrag: Darin war eine Kündigung nicht vorgesehen.

Unter totalitärer Herrschaft stritt sich Berger mit den Nazis um Vertragsklauseln. Weil er die Villa 1941 kaufen wollte, blieb ein mögliches Ende des Mietverhältnisses ungeregelt. Der Schriftverkehr zeigt, wie Berger die Nazi-Behörden ausmanövrierte: Man müsse ihm wohl eine Ersatzwohnung zur Verfügung stellen, schrieb der Präsident des Landesarbeitsamts am 16. Februar 1943 in einem Vermerk. Doch entweder fand sich keine, oder Berger gefielen sie nicht. Ein Jahr später wohnte der Ex-Generaldirektor noch immer in der Sternwartestraße 75. Proksch beschwerte sich

beim Staatsrat, er könne sich „nicht denken, dass diese doch an sich einfache Übertragung eines im Reichsbesitz stehenden Gebäudes“ so schwierig wäre.

Im Mai 1944 ging die Villa zwar in den Besitz des Reichsarbeitsministeriums über. Doch selbst als ein Vertreter des Gauarbeitsamts am 13. Juni 1944 zum Besichtigungstermin vorbeischaute, hielt Berger die Stellung. Erst später im gleichen Jahr setzten ihn die Nazis auf die Straße. Der Ausgang seines Verfahrens wegen Kriegswirtschaftsverbrechen ist unklar. Im zweiten Halbjahr 1944 wurde Berger offenbar aus der NSDAP ausgeschlossen.

Roland Berger fasste den Abstieg seines Vaters ganz anders zusammen: „Politische Verfolgung und Krieg haben meinen Vater sehr verändert. Vorher war er ein wohlhabender, geachteter Unternehmer gewesen ... Wegen Verschwörung gegen die NSDAP wurde er erstmals 1942, endgültig 1944 verhaftet. Man schickte ihn 1945 an die Ostfront, wo er in russische Kriegsgefangenschaft geriet.“ Manchen Medien erzählte Berger auch, sein Vater sei vor dem letzten Kriegseinsatz ins Konzentrationslager Dachau gekommen.

Das Handelsblatt hat alle Registerstellen gefragt, die dies bestätigen könnten. Die KZ-Gedenkstätte Dachau hat keinen Eintrag zu Georg Berger. Das International Center on Nazi Persecution in Bad Arolsen, dessen Kartei 50 Millionen Hinweise zu 17,5 Millionen Verfolgten der NS-Zeit umfasst, fand keine einzige Karte zu seiner Person. Dasselbe beim Bundesarchiv Berlin Lichterfelde, dem Militärarchiv Berlin, dem Staatsarchiv Amberg, dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv, dem Staatsarchiv München, dem Staatsarchiv Würzburg, dem Wiener Stadt- und Landesarchiv sowie dem Österreichischen Staatsarchiv. Nirgendwo gibt es Unterlagen, die Georg Berger als Insassen in Dachau, Justizopfer der Nazis oder Kriegsgefangenen der Sowjetunion identifizieren.

Für seine Taten und Ämter musste sich Berger erst später verantworten. Am 21. Juli 1947 verurteilte ihn die Spruchkammer des Internierungslagers Regensburg als „Minderbelasteten“ in der NS-Zeit. Berger erhielt 500 Reichsmark Strafe und zwei Jahre Haft auf Bewährung. In dieser Phase durfte er kein Unternehmen leiten, nicht

selbstständig arbeiten oder als Lehrer, Prediger, Redakteur, Schriftsteller oder Rundfunkkommentator tätig sein.

Berger hatte ein Entnazifizierungsverfahren durchlaufen - so wie Millionen andere Deutsche. 95 Prozent aller Untersuchten wurden dabei von jeder Schuld entlastet, als „Mitläufer“ eingestuft oder blieben aus sonstigen Gründen ungestraft. Nur 0,05 Prozent galten anschließend als „Hauptschuldige“. 0,63 Prozent waren „schuldige Belastete“. In Bergers Kategorie der „Minderbelasteten“ landeten 4,1 Prozent der Untersuchten.

Historiker betrachteten später diesen Versuch der Vergangenheitsbewältigung der alliierten Siegermächte als problematisch. „Es wurde bei den Entnazifizierungsprozessen viel gelogen. Oft halfen Verwandte, Freunde oder Personen, die in Abhängigkeit zu den Beschuldigten standen, und stellten ihnen Persilscheine aus“, erläutert NS-Forscher Helmut Rönz. „Auf die Einordnung in die Kategorie Minderbeteiligter kann man sich nur schwer verlassen.“

Georg Bergers Entnazifizierungsakte scheint dies zu bestätigen. Angesichts seiner Ämterhäufung und Ranghöhe in der NSDAP sei er als Hauptschuldiger einzustufen, vermerkten die Richter. Zahlreiche Zeugen hätten aber zu seiner Entlastung ausgesagt. Demnach sei Berger „nur auf dem Papier“ Ministerialrat gewesen und habe später bei der Ankerbrot Fabrik „sofort den Kampf gegen die von der Partei betriebene Korruption aufgenommen“. Zudem habe er sich „gegen die von der Partei und Gestapo betriebene Arisierung des Unternehmens gewendet“.

Beweise dafür fehlen in der Akte. Während kein anderes Archiv Unterlagen zu Bergers angeblichem Widerstand gegen die Nazis, seiner Verurteilung oder seiner Kriegsgefangenschaft findet, wurde ihm dies von den Richtern der Spruchkammer in Regensburg offenbar einfach geglaubt. Aus dem Urteil: „Die Kammer ist zu der Überzeugung gekommen, dass der Betroffene nach dem Maß seiner Kräfte Widerstand geleistet und dadurch Schaden erlitten hat.“

Opportunismus und eine Karriere in der NSDAP führten nicht zu einer Haftstrafe. Berger allerdings empfand auch die Einstufung als Minderbelasteter noch als zu hart. Er ging in Berufung. Der Kassationshof im Bayerischen Staatsministerium

für Sonderaufgaben akzeptierte dann seine „politische Verfolgung von 1944“, bestätigte am 22. Juli 1948 aber die Einschätzung der ersten Instanz: Berger hatte „die NSDAP durch seine Tätigkeit wesentlich gefördert“.

Georg Berger wollte das Urteil nicht wahrhaben. Das Gerechtigkeitsempfinden seines Vaters war nach der Entnazifizierung auf ewig gestört, erzählte sein Sohn im Jahr 2008 dem „Manager Magazin“. Der „Süddeutschen Zeitung“ sagte er noch im vergangenen Jahr: „Es war schon sehr schwer für ihn - auch die Tatsache, dass er von den Amerikanern ausgerechnet in Dachau inhaftiert wurde.“

Georg Berger war nie in Dachau. Sein Internierungslager befand sich 120 Kilometer nördlich - in Regensburg. Die Lebensbedingungen dort waren zweifellos hart. Ein Vergleich der Kalorienwerte der Lagerverpflegung mit denen der Nahrungsrationen in der amerikanischen Besatzungszone zeigt allerdings, dass die Insassen teils besser versorgt waren als die Zivilbevölkerung. Die Häftlingszeitung „Der Lagerspiegel“ zeugt auch von einem reichhaltigen Kulturbetrieb - inklusive „Kabarett, Konzerten und Kasperletheater“.

Trotzdem, so klagte Roland Berger später, war die Strafe für seinen Vater zu viel. „Aus dem Helden meiner Kindertage war ein Mann geworden, der auf eine faire Chance in seinem Leben nicht mehr hoffte.“ Mühsam habe sich der Vater eine neue Existenz als selbstständiger Handelsvertreter aufgebaut. „Doch richtig Großes stellte er im Geschäftlichen - früher seine große Leidenschaft - nicht mehr auf die Beine.“

Ganz anders der Sohn: Roland Berger machte sich in der Nachkriegsgeschichte der deutschen Wirtschaft einen Namen wie kaum ein anderer. Am Montag vergibt seine Stiftung den Roland Berger Preis für Menschenwürde 2019. Die Bühne der Feier wird das Jüdische Museum in Berlin.

Der Boxer, der keiner sein wollte

Es war die grösste Überraschung in der Geschichte des Sports: Buster Douglas besiegt den unbezwingbaren Mike Tyson. Und zerstört damit zwei Leben. Das von Tyson und sein eigenes.

Von Christof Gertsch und Mikael Krogerus, Das Magazin, 26.09.2020

Neujahrstag 1990. Die Eltern von Buster Douglas sitzen am Küchentisch eines kleinen Hauses in Columbus, Ohio, einer Stadt im Nordosten der USA.

«Stimmt es, was man über den Gegner unseres Sohnes sagt?», fragt die Mutter. «Stimmt es, dass er ein Tier ist?»

«Ja», sagt der Vater.

«Ist er ... so wie du?»

«Ja», antwortet der Vater, früher selbst ein gefürchteter Boxer. «Ja, er ist wie ich. Er ist ein Killer.»

Er, das ist Mike Tyson. Der zu diesem Zeitpunkt bekannteste Boxer der Welt, in 37 Kämpfen 37 Mal als Sieger aus dem Ring gestiegen. Seit er mit zwanzig Jahren jüngster Schwergewichtsweltmeister der Geschichte wurde, ist er der Mann, um den sich die Boxwelt dreht. Ihn umgibt eine Aura der enthemmten, nie da gewesenen Brutalität, selbst gestandene Boxer erstarren in Angst vor ihm.

Gegen diesen Killer tritt jetzt James Douglas an, den alle Buster nennen. Er ist ein guter Boxer, keine Frage, aber auch ein weicher. Einer mit Talent, aber ohne viel Ehrgeiz.

Bis zum Kampf sind es nur noch wenige Wochen, aber nach dem Gespräch mit ihrem Mann kommt Busters Mutter zum Schluss, dass sie den Fight verhindern muss.

Sie zitiert Buster zu sich: «Baby, du darfst nicht in den Ring steigen. Ich mache mir Sorgen um dich.»

«Sorge dich nicht um mich», sagt ihr Sohn, «du solltest dir eher Sorgen um den Hurensohn machen, gegen den ich kämpfen werde.»

In diesem Moment sieht die Mutter zum ersten Mal ihren Mann im Gesicht ihres Sohnes.

Die Szenen zwischen Mutter und Vater und zwischen Mutter und Sohn klingen wie ausgedacht, aber genau so schildern sie sowohl Buster als auch sein jüngerer Bruder Billy.

Kapitel I: Dreissig Jahre danach

Buster Douglas gibt Kindern Boxunterricht, Mike Tyson eröffnet eine Cannabisfarm.

An einem Februarmorgen 2020 tritt ein junger Mann durch die Tür des Thompson Community Center in Columbus, Ohio, und klopft den Schnee von seinen Schuhen. «Dad kommt gleich», sagt er.

Eine kleine Ewigkeit verstreicht, dann schleicht sein Vater um die Ecke – noch grösser, als er früher im Fernsehen wirkte, und bestimmt doppelt so schwer. Er geht, wie er spricht: langsam und leise.

In den Tagen zuvor fragten wir uns, wie es sein würde, diesem Mann zu begegnen. Buster Douglas, heute sechzig Jahre alt, war am 11. Februar 1990 verantwortlich für die grösste Sensation im Sport, den K.-o.-Sieg gegen Mike Tyson, den «Killer». Würden wir in ihm den Schwergewichtsweltmeister von damals erkennen?

Womit wir nicht gerechnet haben: dass sein Gesicht so voller Sanftmut sein würde, sein Händedruck so schwach. Die Härte, von der man denkt, dass ein Schwergewichtsweltmeister sie braucht – sie geht Buster Douglas komplett ab.

Er wirft einen Blick in sein Gym. Hier hat er selbst früher trainiert, jetzt bringt er Kindern aus der Nachbarschaft das Boxen bei. An der Wand hängen Fotografien von Buster Douglas mit Bill Clinton und Barack Obama.

Schliesslich sagt er: «Gehen wir?» Er will uns zeigen, wo er aufgewachsen ist, doch irgendwie wirkt er abwesend.

Am Abend wird es im Stadtzentrum von Columbus ihm zu Ehren eine Feier geben, im grossen Ballsaal des Hyatt. Das genaue Programm kennt er nicht, doch auch so weiss er, was ihn erwartet: ein alles andere als unbeschwertes Zusammentreffen mit den Leuten, die seine Karriere ermöglicht haben. Er wird seinen ehemaligen Manager John Johnson wiedersehen, mit dem er jahrelang nicht gesprochen hat. Seinen Onkel und Trainer J. D. McCauley, der einen Keil durch die Familie trieb. Und seinen Freund John Russell, der von sich behauptet, der wahre Trainer gewesen zu sein, und für die beiden anderen nur Flüche übrig hat.

Busters Sohn, er heisst Artie, setzt sich ans Steuer, Buster neben ihn. Es schneit, aber alles ist grau. Columbus ist eine Stadt, wie es viele gibt in den USA, von denen nie die Rede ist, die in keinem Roman und keiner Fernsehserie vorkommen und die man sofort vergisst, wenn man sie verlässt. Während Artie das Auto wortlos durch die Quartiere steuert, erzählt Buster Douglas seine Geschichte. Zuerst murmelnd, sodass wir uns nach vorne beugen müssen, um ihn zu verstehen, später wütend und laut.

In den Tagen und Wochen danach werden wir viele weitere Gespräche führen mit Leuten, die damals dabei waren. Zusammenfassend kann man sagen: Wie alle grossen Boxkämpfe ist auch dieser geprägt von Mythen und Halbwahrheiten. Alle Beteiligten erzählen eine andere Version, alle glauben sich im Recht, und alle haben dafür ihre Gründe. Wie Gesteinsschichten haben sich die Berichte in den Jahren, die seither vergangen sind, übereinandergelegt.

Nur das Treffen mit Mike Tyson wird bis zuletzt nicht stattfinden. Es heisst, er besitze eine Cannabisfarm in Kalifornien, doch niemand kann uns mit Sicherheit sagen, ob der Betrieb schon aufgenommen wurde. Interviewanfragen werden von Tysons Seite zunächst enthusiastisch beantwortet und laufen dann ins Leere. Gleichzeitig sendet Tyson über die sozialen Medien Rauchsignale: Eminem, Dennis Rodman, Snoop Dog

und viele andere besuchen ihn für seinen Podcast. Sie wollen über seine brutalsten Knock-outs reden, er über seine tiefsten Ängste.

Es gehört zu den vielen Widersprüchlichkeiten Tysons, dass er, nachdem er mehrfach erklärt hatte, mit Boxen nie mehr etwas zu tun haben zu wollen, in diesem Sommer sein Comeback ankündigte: Ende November will er im Alter von 54 Jahren gegen den drei Jahre jüngeren Roy Jones Jr. einen Showkampf bestreiten.

Nach und nach, aus Buster Douglas' Erzählungen und unseren Recherchen, entsteht dieser Text. Er beruht, das ist wichtig zu erwähnen, auch auf Arbeiten der beiden US-amerikanischen Sportreporterlegenden Gary Smith und vor allem Joe Layden, die in den letzten 35 Jahren viel über Douglas und Tyson geschrieben haben. Mit Layden konnten wir uns länger unterhalten, sein «The Last Great Fight» zählt zu den besten Sportbüchern überhaupt. Eine weitere wichtige Quelle war der Dokumentarfilm «42 to 1», dessen Autoren Ben Houser und Jeremy Schaap uns viele Hintergrundinformationen zu dem Fight gegeben haben.

Die Geschichte vom Aussenseiter, der gegen jede Erwartung Weltmeister wurde, ist natürlich eine sehr amerikanische. *If you can dream it, you can do it:* Darüber lächeln wir in Europa, tun es als positive Psychologie, als Tellerwäschermärchen ab. Aber Buster Douglas, das hören wir während unserer Recherche immer wieder, ist für viele schwarze Kinder in den USA der Beweis dafür, dass man tatsächlich alles erreichen kann. Auch wenn dir jeder sagt, du hättest keine Chance.

Gleichzeitig ist es typisch amerikanisch, in Erzählungen so viel wegzulassen, bis sie rund klingen, aber nicht mehr unbedingt der Wahrheit entsprechen.

Was damals in Tokio und vor allem in den dreissig Jahren danach wirklich geschah, ist keine simple Erfolgsstory – es sind vielmehr die komplexen Geschichten zweier ungleicher Männer, deren Leben sich in einer einzigen Nacht für immer veränderten.

Wir halten vor einem einstöckigen gelben Haus im Nordosten von Columbus, in einem überwiegend von Schwarzen bewohnten Quartier.

Buster Douglas betrachtet lange schweigend den Vorgarten, dann sagt er: «Hey, ich weiss unsere Telefonnummer immer noch.» Es ist das Haus, in dem er aufgewachsen ist, als Sohn von Lula Pearl, die ihm alles bedeutete, und Bill, dessen Anerkennung er sich ein Leben lang wünschte.

Kapitel II: Im Namen des Vaters

Buster Douglas wird Boxer, Autogrammkarten unterschreibt er mit «Love & Peace».

Die treffendste Beschreibung von Buster Douglas' Bedeutung für den Boxsport stammt von einem ehemaligen Trainingskollegen, der wenige Wochen nach dem Tyson-Kampf sagte: «Buster ist der ehrlichste, liebenswerteste, gläubigste und vertrauenswürdigste Schwergewichtsweltmeister aller Zeiten.»

Genau diese Eigenschaften waren es, die seinen Vater daran zweifeln liessen, dass aus dem Sohn einmal ein guter Boxer werden könnte. «Mein ältester Sohn ist nicht gewalttätig genug, um ein guter Kämpfer zu sein»: Das sagte Bill Douglas 1971 zu einem Reporter. Buster war da gerade elf.

Wie wurde aus diesem Jungen der Mann, der nicht nur als grösster Aussenseiter der Boxgeschichte in einen WM-Kampf ging, sondern diesen auch gewann?

Die Motivation, die Mike Tyson so weit trieb, ist bekannt, es ist, wie wir noch sehen werden, die wahrscheinlich häufigste unter erfolgreichen Sportlern: Aufstieg aus bitterer Armut.

Auch Buster Douglas wuchs nicht gerade in Reichtum auf, aber Hunger leiden musste er nie. Seine Motivation war eine andere, die unter erfolgreichen Sportlern wahrscheinlich zweithäufigste: die Eltern. In seinem Fall: der Vater.

Kinder, die Spitzensportler werden wollen, tun das häufig ihrer Eltern wegen. Spricht man sie darauf an, weisen sie das natürlich von sich, genau wie die Eltern, doch das liegt nur daran, dass sie alle den Unterschied zwischen intrinsisch motivierten Zielen und internalisierten Zielen nicht kennen. Spätestens im Teenageralter, wenn es

im Sport ernst wird, haben sehr viele Kinder die Ziele, die ihre Eltern für sie hatten, so verinnerlicht, dass sie glauben, es seien ihre eigenen. Sie waren den Erwartungen ihrer Eltern so lange ausgesetzt, dass sie sich den Druck nun selbst machen.

Das ist der Moment, wenn Eltern sagen: Toll, wie motiviert unser Kind von sich aus ist! Wenige fragen sich: Empfindet das Kind überhaupt Freude?

«Ihr könnt euch das vielleicht nicht vorstellen», sagt Buster Douglas jetzt, während wir vom Rücksitz des Autos auf seinen breiten Nacken starren, «aber mein Vater war wirklich eine Bestie, ein Raubtier. Töte, oder du wirst getötet – das war seine Mentalität.»

Was ist deine Mentalität?, fragen wir den Nacken.

«Mein Vater liebte das Boxen», antwortet Douglas, als hätte er unsere Frage nicht gehört.

Für Busters Vater war Boxen kein Sport – es war sein Leben. Er war hart zu allen: seinen Gegnern, seinen Söhnen, sich selbst. Nie gab er auf, nie suchte er die Fehler bei anderen. Sein Übername: «Dynamite», Bill Dynamite. Weil das Geld, das er mit Boxen verdiente, für die Familie nicht reichte, arbeitete er in einer Fabrik, die Autoteile herstellte. Damit er auf sein Trainingspensum kam, rannte er zur Arbeit, und bevor er ans Fliessband stand, machte er in der Umkleide vor dem Spiegel Schattenboxen. Bill Douglas hatte nicht so viel Talent wie andere. Aber sein Wille, den Gegner zu bezwingen, war nicht von dieser Welt.

Sein Sohn war das genaue Gegenteil.

Als Buster Douglas zur Welt kam, ging seine Mutter Lula Pearl noch zur Schule, weshalb sich zunächst die Grossmutter um den Kleinen kümmerte. Er war ihr erstes Enkelkind, und so zog sie ihn auch auf: wie einen Prinzen, dem es an nichts fehlen durfte.

Lula Pearl setzte die liebevolle Erziehung ihrer Mutter fort. Und doch war es sie, die in Buster das Feuer entfachte.

Während wir durch sein Kindheitsquartier rollen, erzählt Buster Douglas uns von dem Tag, als er weinend von der Schule nach Hause kam, im Alter von etwa zehn

Jahren. Was denn los sei, fragte die Mutter. Ein älterer Junge wolle ihn verprügeln, schluchzte er. Da warf ihn die Mutter zu Boden, drückte ihm das Knie in den Nacken und schrie: «Wenn du noch einmal davonrennst, ohne dich zu wehren, wirst du etwas erleben!»

Buster war ein introvertierter, höflicher Junge, und auch als er später berühmt war, unterschrieb er Autogrammkarten mit «Love & Peace», dazu zeichnete er ein Smiley. Er mochte das Boxen, aber nicht den Kampf, ihn störte das Martialische und dass sich viele Leute gerade wegen dieses Aspekts vom Boxen angezogen fühlten. Es war die Welt seines Vaters. Er hatte erlebt, wie dieser sich quälte, wie er fünf-, sechsmal pro Jahr mit Koffer und Sporttasche das Haus verliess und Tage später mit aufgedunsenem Gesicht zurückkehrte, so schweigsam, dass die Familie nicht einmal herausfand, ob er gewonnen oder verloren hatte.

Das Problem von Buster Douglas war, dass er ein besserer Boxer war als sein Vater.

Dass er viel lieber Basketballer geworden wäre, merken wir daran, wie er langsam auftaut, als er im Auto davon erzählt. Er redet über das Sportstipendium, das ihn an eine Uni in Pennsylvania führte, wo er als Forward mit seinem Basketballteam gleich im ersten Jahr die *state championship* gewann. Er klingt wehmütig, wenn er über die Enttäuschung darüber spricht, dass das Team im zweiten Jahr auseinanderfiel, weil sich einige Zuzüge nicht in die eingeschworene Gruppe einfügen mochten. «Die waren nur an Mädchen interessiert», brummt er, so verärgert, als wäre es gestern gewesen und nicht vor vierzig Jahren, als wäre er NBA-Profi und nicht Schwergewichtsweltmeister.

Als das Gespräch aufs Boxen kommt, verändert sich der Ton. Die Nostalgie weicht einer Nüchternheit. Der Sport, der ihn weltbekannt und zum vielfachen Millionär gemacht hat, scheint Buster Douglas nicht besonders zu interessieren.

Er erinnere sich genau an den Moment, als er sich vom Basketball verabschiedete. Es war mitten im Semester, er rief seinen Vater an und sagte, er werde es als Basketballer wohl nicht zu den Profis schaffen. «Ich werde die Uni abbrechen und es mit Boxen versuchen. Wirst du mich trainieren?»

Ohne sich zu uns umzudrehen, fragt Buster Douglas: «Was glaubt ihr, was mein Dad antwortete? Ich sags euch. Er sagte: ‹Das ist der Anruf, auf den ich gewartet habe.›»

Wo auch immer Buster Douglas in den folgenden Jahren auftauchte, bekam er zu spüren, dass sein Vater vor ihm da gewesen war. Er war nicht James Buster Douglas, er war der Sohn von Bill Douglas. Er war kein Boxer, er war der Sohn eines Boxers. Stets gab es jemanden, der eine Geschichte von früher zu erzählen wusste, von 1972, als Dynamite Douglas in Südafrika gegen Sydney Hoho antrat, von 1974, als er in Philadelphia gegen William Monroe unterging, oder von 1979, als ihm gegen Harold Riggins der letzte Knock-out seiner Karriere gelang.

Weltmeister – das allerdings war Bill Douglas nie.

In den 1990er-Jahren, kurz vor ihrem Tod, sagte Buster Douglas' Grossmutter zu einem Reporter: «Wissen Sie, dieser Junge – der wollte gar nicht boxen. Boxen war bloss der einzige Weg, den er kannte, um seinem Vater nah zu sein.»

Kapitel III: Dämonisiert und belächelt

In der Hypnose wird Mike Tyson zum aggressiven Egomanen, Don King tritt in sein Leben.

In den USA gibt es ein Spiel, das in den 1980er-Jahren unter Kindern beliebt war, es heisst «Would you rather …?» Man nennt zwei absurde Optionen, zwischen denen das Gegenüber sich entscheiden muss. Eine der populärsten Fragen in dem Spiel lautete: «Würdest du lieber von Mike Tyson ins Gesicht geschlagen werden oder wie Mike Tyson sprechen?»

Die Frage vereint alles, was man über Tyson wissen muss: Er ist der Inbegriff des bösen Boxers. Und paradoxerweise zugleich eine Witzfigur. Ein Typ, über den man sich lustig macht wegen seines Lispelns und der mädchenhaften Stimme. Dämonisiert und belächelt: Das ist Tysons Leben in zwei Worten.

Michael Gerard Tyson war kleiner als die anderen Jungs seines Alters, er hatte Asthma – und ein seltsames Lieblingstier: Tauben. Die anderen verspotteten ihn, klauten seine Sachen, jagten und verprügelten ihn. Er wehrte sich nie. Bis ihm ein älterer Junge eine Taube wegnahm und ihr vor seinen Augen den Hals umdrehte. Da schlug Tyson zu, zum ersten Mal in seinem Leben. Er war überrascht, wie einfach das war.

Tyson wuchs in den ärmsten Gegenden New Yorks auf, zuerst Bedford-Stuyvesant, dann Brownsville. Er wurde ein gerissener Taschendieb und gefürchteter Schläger und machte früh Erfahrung mit Kokain, Marihuana, LSD (als Baby hatte seine Mutter ihn mit Gin ruhiggestellt). «Unsere Mutter hatte vor zwei Dingen Angst», erzählte Tysons ältere Schwester dem Reporter Gary Smith: «dass Mike umgebracht wird. Oder dass er jemanden umbringt.»

Mit zwölf war er so oft straffällig geworden, dass man ihn auf eine Schule für verhaltensauffällige Kinder schickte. Einer der Lehrer, ein ehemaliger Profiboxer, erkannte Mikes Talent und vermittelte ihn an Cus D'Amato, den legendären Trainer mit italienischen Wurzeln, der schon Rocky Graziano und Floyd Patterson gross gemacht hatte. D'Amato war 71 und krank, Tyson 13 und verängstigt. D'Amato sah in Tyson einen Schwergewichtsweltmeister, Tyson in D'Amato einen Vater. Dieser hatte ihn bei sich zu Hause aufgenommen. «Dein schwarzer Sohn», unterschrieb Tyson noch Jahre später Briefe an D'Amatos Partnerin Camille Ewald.

D'Amato war besessen von der Idee, die Verletzungen, die Tyson als Kind erlitten hatte, in Stärke im Ring umzuwandeln. Nächtelang liess er Tyson Filmaufnahmen grosser Boxer schauen: Sonny Liston, Jack Dempsey, Jack Johnson. Und er liess ihn hypnotisieren. Ein Dreizehnjähriger, der mit geschlossenen Augen im Dunkeln liegt und einer Stimme lauscht, die ihm sagt: «Du wirst ein wildes Tier sein, du wirst mit beiden Händen gegen den Körper des anderen schlagen.»

D'Amato erschuf, nein: erweckte in Tyson die Person des aggressiven Egomanen. Aber die Vollendung seines Werkes erlebte er nicht mehr, er starb, ein Jahr bevor Mike Tyson 1986 jüngster Schwergewichtsweltmeister der Geschichte wurde.

Tyson tauchte zum richtigen Zeitpunkt auf, um die Boxwelt aus der Lethargie zu reissen, in die sie seit Muhammad Alis Rücktritt Mitte der 1970er-Jahre verfallen war. Nicht dass er ein neuer Ali gewesen wäre: Ali war ein vielseitiger Boxer, der leichtfüssig tänzeln und gnadenlos zuschlagen konnte, ausgestattet mit einem Herzen so gross, dass es ihn durch alle Schlachten – sportliche wie politische – trug.

Tyson dagegen war ein Strassenkämpfer, der den Eindruck vermittelte, dass die Gewalt, die er im Ring entwickelte, gerechtfertigt war. Und dass er von Dämonen geplagt wurde. Man fragt sich bis heute, ob er ihretwegen zu diesem aussergewöhnlichen Boxer wurde oder ob sie ihn daran hinderten, ähnlich gross wie Ali zu werden.

Auf alle Fälle war Tyson ein Phänomen, und so dauerte es nicht lange, bis die nächste Person in sein Leben trat, die sich etwas von ihm versprach: Don King, der mächtigste Mann im Boxen. Ein 1,90 Meter grosser, 115 Kilo schwerer Promoter mit dem klebrigen Charme eines Zuhälters. Innerhalb eines Jahres wurde King zum einflussreichsten Menschen im Leben des Boxers. Mehr noch: Er schloss so viele Verträge mit Tyson, dass der ihm praktisch gehörte.

Drei Jahre später, 1989, hatte Tyson seinen inneren Kompass verloren. Er trainierte immer weniger, kaufte Häuser und Autos, bedrohte seine Ehefrau, hatte Affären und verstrickte sich in Prozesse. Als ein Rosenkrieg zwischen ihm und seiner Frau ausbrach, fuhr er eines Nachts seinen BMW gegen einen Kastanienbaum. Er überlebte den Unfall nur knapp.

Währenddessen bastelte Don King an einem Megafight zwischen Tyson und dem anderen grossen Boxer, Evander Holyfield. Davor aber brauchte Tyson einen Zwischenkampf. Gegen einen Boxer, der ihm nicht gefährlich würde. Die Wahl fiel auf Buster Douglas. «Er war schon immer einer, der aufgibt», sagte Don King, «deshalb habe ich ihn ausgewählt.»

Kapitel IV: Hypermaskulinität

Eine feministische Lesart des Boxens.

In diesem Text kommen kaum Frauen vor. Das heisst nicht, dass es im Boxen keine gäbe, und es heisst auch nicht, dass in Buster Douglas' Biografie Frauen keine Rolle spielten. Im Gegenteil, die drei wichtigsten Menschen seines Lebens, so erklärte er uns, waren seine Grossmutter, seine Mutter und seine Frau. Aber alle drei hatten fürs Boxen nichts übrig. Und anders als andere Frauen waren sie auch nicht stumme Ermöglicherinnen seines Erfolgs. Seine Frau verweigert sich bis heute jedem Kontakt mit der Boxwelt.

Aber da ist noch mehr: «Männer, die Männer bekämpfen, um sich ihren Wert (das heisst ihre Männlichkeit) zu bestätigen, grenzen Frauen so vollständig aus, wie die weibliche Erfahrung des Gebärens Männer ausschliesst», schrieb die Schriftstellerin Joyce Carol Oates vor mehr als dreissig Jahren in ihrem Standardwerk «On Boxing». In ihren Augen feiert sich beim Boxen eine «verloren gegangene Religion der Männlichkeit», denn das Zelebrieren einer Hypermaskulinität verweise ja gerade auf deren eigene Fragilität.

Aus der Männlichkeitsforschung ist bekannt, dass der konstante Druck, immer siegreich zu sein, immer kämpfen zu müssen, zu grosser Unsicherheit führt. Die Inszenierung der eigenen Überlegenheit ist also Ausdruck einer tiefen Angst, genau dem nicht zu entsprechen. Nirgends wird das deutlicher als im Boxring, wo auch die Kultur des Verlierens dieser paradoxen Logik entspricht: Im Ring wird neben dem strahlenden Sieger auch der Verlierer gefeiert – aber nur dann, wenn er nach einem heldenhaften Kampf am Boden liegt.

Das Interessante an dem Boxer Buster Douglas ist nun, dass er weder in seinem grössten Triumph noch in seiner schwersten Niederlage dieser Logik entsprach – vielmehr schien er sich, anders als Mike Tyson, dem Männlichkeitstopos unbewusst zu entziehen. Was vielleicht auch erklärt, warum seine Geschichte bis heute kaum bekannt ist.

Kapitel V: «Bitte erschiess ihn nicht!»

Ein eifersüchtiger Vater kämpft um seinen Sohn, ein ahnungsloser Manager verspricht Millionen.

Wenn heute jemand über Buster Douglas spricht, geht es meistens um zwei Kämpfe: den gegen Tyson; und jenen gegen einen Boxer namens Tony Tucker, den Douglas drei Jahre zuvor auf geradezu peinliche Art und Weise verloren hatte. Lange hatte er vorne gelegen, doch in der zehnten Runde wollte er nicht mehr. Nicht weil ihm die Kraft ausgegangen wäre, wie es später oft hiess – er hatte einfach plötzlich keine Lust mehr. Er wehrte sich nicht mehr und liess sich verprügeln. Der Ringrichter brach den Fight ab.

Seither betrachtete man Douglas als quitter, als einen, der aufgibt. Aufgeben, das gilt als unverzeihlichste, am meisten verachtete, kurz: unmännlichste Art, einen Boxkampf zu verlieren. Dass er ein quitter sei, ist das Schlimmste, was man über einen Boxer sagen kann.

Über die Jahre hat Douglas viel Unverständnis für sein Verhalten im Ring erfahren. Die Irritation ist wohl Ausdruck davon, wie verbreitet die Meinung ist, Sportler seien Maschinen, die ihre Höchstleistung bringen, wenn nur der Körper fit ist. Mag sein, dass manche Superstars diesen Eindruck erwecken. Aber Douglas' Geschichte zeigt, dass Sport viel näher am normalen Leben ist, als man denkt. Es gibt einen ganz einfachen Grund, warum Douglas gegen Tucker verlor: Es ging ihm nicht gut. Seelisch.

Drei Männer spielten in dieser Krise eine entscheidende Rolle.

Der erste war der Vater, dessentwegen er überhaupt Boxer geworden war.

Der zweite war J. D. McCauley, der Onkel, der den Vater als Trainer abgelöst hatte. «Alle wussten, dass Buster das Zeug hatte, ein Grosser zu werden. Aber er war faul», sagt McCauley mit röchelnder Stimme, als wir ihn in Begleitung seiner Söhne treffen. Er sitzt im Rollstuhl, kann sich kaum noch bewegen und ist auf Sauerstoffzufuhr aus der Flasche angewiesen. Wenn man ihn so sieht, kann man kaum

glauben, dass er einst über so viel Durchsetzungskraft verfügte. Doch er sagt: «Wie sich zeigte, war ich im Gegensatz zu Bill der Richtige, um dem Jungen die Faulheit auszutreiben.»

Der dritte war John Johnson. Er erfüllt sämtliche Klischees, die es über Boxmanager gibt: Er erzählt uns ausführlich von seinem tiefen Glauben an Gott und im nächsten Atemzug von wilden Partys in Las Vegas und ein paar Arschlöchern, denen er es richtig gezeigt hat. Er ist geschminkt, trägt einen Cowboyhut, schwere Fingerringe und ein Kreuz um den Hals.

An einem Abend im April 1984, als sich Buster Douglas und J. D. McCauley bei ihm am Esstisch einfanden, um die Zukunft des jungen Boxers zu besprechen, legte Johnson seinen leeren Pappteller in die Mitte des Tisches und sagte: «Alles, was wir haben, ist das.» Douglas betrachtete den leeren Teller.

«Nichts», fuhr Johnson fort. «Wir haben nichts.» Dann wandte er sich an Douglas: «Aber wenn du auf J. D. und mich hörst und bereit bist, härter zu arbeiten, wirst du eines Tages Schwergewichtsweltmeister sein. Und dann werden auf diesem Teller Millionen liegen.»

Die Konstellation war – vorsichtig ausgedrückt – kompliziert: Ein eifersüchtiger Vater, ein cholerischer Onkel und ein windiger Manager streiten sich um einen talentierten Boxer, der lieber Basketball spielen würde.

Bill, der Vater, fühlte sich betrogen. Von seinem Schwager, aber auch von Johnson. Ein weisser Manager nimmt mir meinen Sohn – so sah er das. «Ich lag vielleicht falsch», sagte er kurz vor seinem Krebstod im Jahr 1999, «aber ich traute Weissen einfach nicht über den Weg.»

Uns gegenüber beschreibt Buster Douglas die Spannungen, ohne eine Miene zu verziehen: «An einem Familienpicknick zückte J. D. plötzlich eine Waffe und ging auf Dad los. ‹J. D., bitte erschiess ihn nicht!›, sagte ich.»

Kapitel VI: Die Beerdigung

Buster Douglas verliert seine Mutter und findet einen Freund.

Früh am Morgen des 18. Januar 1990 klingelte in Buster Douglas' Wohnung in Columbus das Telefon. Es war sein Bruder: «Komm schnell. Es ist etwas mit Mama.»

Als Buster Douglas im Haus seiner Eltern eintraf, war es schon zu spät. Seine Mutter, die in den letzten Wochen im ganzen Freundeskreis herumerzählt hatte, dass ihr Sohn diesen Mike Tyson besiegen würde, war an einem Schlaganfall gestorben, in den Armen ihres jüngeren Sohnes Billy.

Drei Wochen vor dem wichtigsten Kampf seines Lebens verlor Buster Douglas die wichtigste Person seines Lebens. Dieser Schicksalsschlag machte eine ohnehin schon schwierige Lebenssituation noch unerträglicher: Seine Ehe mit Bertha war in eine Krise geschlittert; mehrfach war er mit Alkohol am Steuer erwischt worden; seine Ex-Partnerin, mit der er einen Sohn hat, war schwer erkrankt; und einer seiner Brüder hatte sich aus Versehen erschossen.

An der Beerdigung wusste daher niemand, ob der hochemotionale Douglas imstande sein würde, in den Ring zu steigen. Andererseits hatte er jetzt die perfekte Ausrede, um den vollkommen aussichtslosen Kampf gegen Tyson abzusagen. Niemand würde es ihm nun übel nehmen, wenn er nicht gegen den Killer anträte.

«Ja, ich hatte plötzlich diese Option», sagte Douglas später. «Aber das wäre das Letzte gewesen, was meine Mutter gewollt hätte. Sie hätte gewollt, dass ich stark bleibe.» Zugleich geschah etwas Merkwürdiges: Während sich alles um ihn herum in Auflösung befand, schien nun ausgerechnet der Boxring, den er oft nur mit Widerwillen betreten hatte, der Ort zu sein, an dem er sein Leben unter Kontrolle hatte. Dort bestimmte er den Lauf der Dinge.

Dieses neue Selbstvertrauen verdankte er auch einer Person, die gerade erst zum Team gestossen war. Niemand war ihm eine grössere Unterstützung dabei, gegen Tyson zu bestehen.

John Russell ist vermutlich siebzig, Genaues weiss man nicht. «Ich verrate niemandem mein Alter!», bellt der klein gewachsene, aufgekratzt wirkende Mann. Er sitzt uns in einem Fauteuil gegenüber und erzählt mit einer Detailtreue, als hätte sich alles gestern zugetragen.

Als man ihn anheuerte, um Buster Douglas für den Kampf gegen Tyson fit zu machen, wusste er natürlich, worum es ging. Er kannte den alten Douglas und ahnte, dass der Sohn der bessere, gewieftere Boxer war. Während der Trainingssessions merkte er nun, dass Buster Douglas auch aufmerksam war, wissbegierig. Er trainierte nicht nur, er verbesserte sich – Buster Douglas lernte.

Aber mit Russells Ankunft im Team ergaben sich auch neue Schwierigkeiten. J. D. McCauley, John Johnson, John Russell: Die drei sollten Douglas zum grössten Triumph seiner Karriere führen und anschliessend ihr Leben damit verbringen, darüber zu streiten, wer welchen Anteil an diesem Erfolg hatte. Und am Absturz.

Kapitel VII: Wettquoten

Die Bedeutung der Buchmacher fürs Boxen.

In den 1980er-Jahren einen Boxfight mit Mike Tyson zu schauen, war ein vorhersehbares Spektakel: Es war nie die Frage, wer gewinnen würde. Die Frage war bloss, wie schnell es gehen würde.

Don King stand deshalb vor dem paradoxen Problem, dass er zwar den spektakulärsten Boxer unter Vertrag hatte, der Kampf gegen Buster Douglas aber ein finanzieller Flop zu werden drohte, weil niemand in den USA bereit war, 2000 Dollar für einen *Ringside*-Platz hinzublättern, wenn nach dreissig Sekunden alles vorbei sein würde.

In Japan aber, dachte King, würden die Leute zahlen: Dort hatten sie zuvor erst ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, Tyson in Aktion zu sehen. Und so kam es, dass eines der meistdiskutierten Sportereignisse des 20. Jahrhunderts nicht in Las Vegas stattfand, sondern in Tokio.

Nie in einem WM-Kampf war ein Boxer favorisierter als Mike Tyson, als er am 11. Februar 1990 gegen Buster Douglas antrat. Eine Anekdote, die wir mehrmals hören, von der wir dennoch nicht mit Sicherheit sagen können, ob sie stimmt, handelt von einem amerikanischen Boxjournalisten der Agentur Associated Press, der nach Tokio flog, um über den Kampf zu berichten. Am Zoll wurde er nach dem Zweck seiner Reise gefragt.
«Ich komme, um zu arbeiten», sagte der Journalist.

«Wie lange?», wollte der Beamte wissen.

«Eineinhalb Minuten.»

Wie eindeutig die Sache schien, drückt sich in den Wettquoten aus. Es ist wichtig zu verstehen, dass Wettquoten keine Vorhersage eines bestimmten Ergebnisses sind, sondern eine Aussage über die Wahrscheinlichkeit eines bestimmten Ergebnisses.

Indem die Buchmacher einen Boxer favorisieren, sagen sie nicht voraus, dass dieser Boxer gewinnen wird. Sie sagen nur, dass er eine höhere Gewinnchance hat als sein Gegner. Die Tatsache, dass sie Quoten für beide Boxer angeben, spiegelt den Sachverhalt: Im Sport kann jeder gewinnen, auch der Aussenseiter. Aber der eine hat eine höhere Wahrscheinlichkeit zu gewinnen als der andere. Das ist es, was Quoten ausdrücken.

Wettquoten setzen sich zusammen aus Expertenmeinungen, Statistiken und dem Verhalten der Wettenden. Die Quote ist also eine Art Schwarmintelligenz: Sie zeigt nur anfänglich, wie Experten den Fight einschätzen, später zeigt sie, welchen Ausgang die Masse erwartet. Doch in gewisser Weise wollen die Buchmacher mit ihrem Tipp gar nicht recht bekommen, denn für sie könnte es katastrophal sein, wenn der Favorit gewinnt – einfach weil die meisten Menschen auf den Favoriten setzen und dann auf Kosten des Wettbüros ihren Gewinn einfahren.

Schwierig wird es, wenn die Favoritenrolle so klar ist, dass die Quoten immer höher steigen. So war es beim Tyson-Douglas-Fight. Von allen Casinos in Las Vegas nahm überhaupt nur das Mirage Wetten darauf an. «Ich eröffnete den Kampf bei 27:1», erinnerte sich Jimmy Vaccaro, der Buchmacher des Mirage, später im «Playboy». 27:1 bedeutet, dass man 27 Dollar auf Tyson setzen muss, um 1 Dollar zu gewinnen.

So sicher klang die Wette, dass die Leute glaubten, nie sei es leichter gewesen, an Geld zu kommen. Sie setzten ganze Vermögen. Vaccaro hatte keine Wahl: Wollte er kein Minus riskieren, musste er die Quote erhöhen. «Ich ging auf 31:1. Der nächste Kerl setzte 93'000, um 3000 zu gewinnen.»

Am Ende lag die Quote bei 42:1. Das heisst, man musste 42 Dollar auf Tyson setzen, um 1 Dollar zu gewinnen. So hoch war nie zuvor und nie danach eine Quote im Finale einer Sportart. Zum Vergleich: Als vergangenes Jahr Tottenham Hotspur gegen Liverpool im Champions-League-Final spielte, glaubten selbst die kühnsten Spurs-Fans nicht wirklich daran, dass ihre Mannschaft eine Chance hätte – die Quote auf einen Spurs-Sieg lag trotzdem bei 4,6:1.

Die extreme Quote ging in die Sportgeschichte ein: «42 to 1» heisst ein Dokumentarfilm über den Fight, in Ohio tragen ein Bourbon und ein Award für Community-Arbeit diesen Namen.

Kapitel VIII: «Peek-A-Boo!»

Mike Tyson schaut Buster Douglas nicht mal an, dann ertönt der Gong.

In dem Film «Die Atlantikschwimmer» stehen zwei Freunde am Ufer und wollen weg, haben aber kein Schiff. «Du hast keine Chance», sagt der eine zum anderen, «aber nutze sie.» Angekleidet steigt der Mann ins Meer und schwimmt los. Der Satz ist zu einem geflügelten Wort für ausweglose Situationen aller Art geworden, zum Mantra aller Abgeschriebenen, Angezählten, Aussenseiter.

«Du hast keine Chance, aber nutze sie», bedeutet: Niemand wird an dich glauben, wenn nicht einmal du es tust. Besonders beliebt ist diese Haltung im Sport, wo, anders als im richtigen Leben, öfter mal die Stunde des Underdogs schlägt. Am 11. Februar 1990 war Buster Douglas der Atlantikschwimmer: Er hatte keine Chance, aber er wollte sie nutzen.

Er sass in der Umkleidekabine des Tokyo Dome, sein Trainer John Russell legte ihm die Handschuhe an. Douglas hatte kurz zuvor seine Mutter beerdigt, die Wettbüros

stuften ihn als chancenlosen Aussenseiter ein, und in wenigen Minuten würde er gegen den gefürchtetsten Boxer der Welt in den Ring steigen – Douglas aber war seltsam ruhig. Er hatte in jenen besonderen Zustand gefunden, den wir alle anstreben, den aber selbst Spitzensportler nur selten erreichen: ganz bei sich sein. John Russell betrachtete seinen Schützling und dachte zum ersten Mal: Vielleicht hat er ja doch eine Chance.

In der Mitte des Rings stand Octavio Meyran, der Ringrichter, dem im Laufe des Kampfs noch eine viel diskutierte Rolle zukommen sollte. Links von ihm Mike Tyson, wie immer in schwarzen Hosen und Schuhen ohne Socken und mit merkwürdig ausdruckslosem Gesicht. Es hiess, er habe kaum trainiert, sei mit 15 Kilo Übergewicht angereist und habe am Tag vor dem Kampf Sex mit zwei Zimmermädchen gehabt. Kurz: Er sei nicht ganz bei der Sache.

Der Ringrichter bat die beiden zu sich und forderte sie zu einem fairen Kampf auf. Tyson, der sonst wie kein Zweiter auf der Psychoklaviatur spielte, schaute Douglas nicht mal an, auch Douglas wandte sich schnell ab und ging in seine Ecke. Dann ertönte der Gong.

Das Wesen des Sports ist das Duell. Sportlerinnen und Sportler brauchen ein Gegenüber, mit dem sie sich messen, an dem sie wachsen oder scheitern können, um herauszufinden, wie gross (oder klein) sie wirklich sind. So einzigartig Usain Bolt oder Michael Phelps als Sportler waren, so einsam blieben sie, weil es in ihrer Karriere keinen wirklichen Antipoden gab. Ganz anders Martina Navratilova, deren Offensivtennis sich angesichts des taktischen Genies Chris Evert erst so richtig entwickelte, oder Greg LeMond, dessen Leistungen an der Tour de France ohne Laurent Fignon nicht denkbar gewesen wären.

In diese Reihe gehört auch das Duell Douglas–Tyson. Joe Layden, Autor des Buches «The Last Great Fight», erklärt es uns an einem Sommerabend in einem langen Telefongespräch so:

«Ich denke, Boxen ist generell kein Sport, den man gerne ausübt. Er ist zu hart, zu gefährlich, die Opfer sind zu gross. Und wenn du ein wenig klug bist, vielleicht aus einer einigermassen stabilen Mittelschichtfamilie kommst, wenn Boxen nicht deine einzige Option ist, wenn du also nicht boxen musst, dann übst du diesen Sport

eigentlich nicht aus. Tyson musste boxen, um zu überleben. Douglas nicht. Er liebte Basketball, nicht Boxen. Aber er war gross, und er hatte diese weichen, schnellen Bewegungen, eine Mischung aus Muhammad Ali und Magic Johnson.»

Man kann auch sagen: Boxen ist kein Sport. Man *spielt* Basketball, aber niemand würde von einem Spiel im Ring sprechen. Die grosse Frage war, ob der Spieler Douglas gegen den Kämpfer Tyson überleben würde. Bekannt ist, dass Tyson im Ring eine rohe, nie da gewesene Gewalt entwickelte.

Was weniger bekannt ist: Tyson war ein brillanter Stratege, der die grosse Wahrheit des Boxens verinnerlicht hatte: dass es nicht darum geht, zu schlagen, sondern darum, nicht geschlagen zu werden. Der muskulöse, aber für einen Schwergewichtler eigentlich zu kleine Tyson boxte nach dem von seinem längst verstorbenen Trainer Cus D'Amato hochgehaltenen Prinzip: Du darfst nicht getroffen werden.

In einem seiner seltenen Interviews aus dem Jahr 1959 erklärt D'Amato den Stil: Man hält die Unterarme fast geschlossen vors Gesicht, die Fäuste im Gegensatz zum weitverbreiteten Boxstil nicht am Kinn, sondern fast auf Augenhöhe. Der rechte Arm schützt die Leber, der linke den Solarplexus, die Ellenbogen die Rippen. Aus dieser Doppeldeckung rückt man nah an den Gegner heran, um den Schlagweg zu verkürzen und in den sogenannten Infight zu kommen.

Die Technik stammt aus dem Thaiboxen, Cus D'Amato nannte sie «Tight Defense», aber in die Sportgeschichte ging sie ein unter dem Namen «Peek-A-Boo», nach dem Kinderspiel («Kuckuck!»), weil der Boxer sich versteckt, dem Gegner ausweicht, dann plötzlich hervorspringt und zuschlägt.

Tyson sollte sich noch kleiner machen, als er war, den Rücken krümmen, sich einigeln und mit dem Oberkörper hin und her pendeln. Drei, vier, fünf Schlägen des Gegners sollte er ausweichen *(bobbing and weaving),* dabei immer näher heranrücken, um die kürzere eigene Reichweite zu kompensieren, und dann – Kuckuck! – zuschlagen. Dieser Schlag, so Cus D'Amato, sollte in «böser Absicht» erfolgen. Ein Schlag, bei dem der Kopf des Gegners oft brutal nach hinten schnappte, wie in den «Rocky»-Filmen zu sehen, und der einem als Zuschauer das Gefühl gab, nicht an einem Boxring zu stehen, sondern an einem Tatort.

Cus D'Amatos zweites Prinzip lautete: *Don't quit*. Gib nicht auf. In seiner Trainingshalle hing ein Gedicht von John Greenleaf Whittier zwischen zwei Boxsäcken, als Erinnerung daran, was im Ring gilt:

When things go wrong as they sometimes will,
When the road you're trudging seems all up hill,
When the funds are low and the debts are high
And you want to smile, but you have to sigh,
When care is pressing you down a bit,
Rest if you must, but don't you quit.
Life is strange with its twists and turns
As every one of us sometimes learns
And many a failure comes about
When he might have won had he stuck it out;
Don't give up though the pace seems slow—
You may succeed with another blow.
Success is failure turned inside out—
The silver tint of the clouds of doubt,
And you never can tell just how close you are,
It may be near when it seems so far;
So stick to the fight when you're hardest hit—
It's when things seem worst that you must not quit.

Wie boxt man gegen einen, der nie getroffen wird und nie aufgibt? John Russell, Buster Douglas' Trainer, sagt uns: «Gegen Tyson hatten die meisten Boxer schon verloren, als sie in den Ring stiegen. Weil sie voller Angst waren.» Warum hatte Douglas keine Angst?

«Ich sagte ihm: Du bist 1,90 Meter, er ist 1,75 Meter. Wenn er dich verprügelt, hast du etwas falsch gemacht. Ein kleiner Mann sollte einen grösseren Mann im Ring nicht besiegen können. Das ist ein Gesetz!»

Im Boxen gibt es, vereinfacht gesagt, vier Schläge: Die Gerade mit der schwächeren Führhand (1), Jab genannt, die dazu dient, den Gegner auf Distanz zu

halten und den Cross (2) vorzubereiten, das ist die Gerade mit der stärkeren Schlaghand. Dann gibt es den linken und rechten Haken (3) gegen Kinn, Schläfe oder Körper sowie den Aufwärtshaken (4), den Uppercut.

Ausgehend von diesem Schlagrepertoire, hier Russells Formel, um einen Boxkampf gegen Tyson zu überleben:

Stehe Tyson nie frontal gegenüber, sondern immer in einem 45-Grad-Winkel. Warte nicht, dass er auf dich zukommt, geh du auf ihn zu. Mach den ersten Schlag. Dann noch einen. Und noch einen. Bämm. Bämm-Bämm. Mach einen Schritt nach rechts. Linke Gerade, rechter Haken, linke Gerade. Weiche nie zurück. Warte nie ab. Ruh dich nie aus. Sobald du dich zurücklehnst, wird er dich überfahren wie ein Güterzug.

So weit die Theorie.

Kapitel IX: Der Kampf

Buster Douglas macht einen einzigen Fehler, Mike Tyson sucht seinen Mundschutz, und Don King greift den Ringrichter an.

Es begann wie immer: Einem Bullterrier gleich stürmte Mike Tyson auf seinen Gegner los. Doch anders als alle vorherigen Gegner wich Douglas nicht zurück. Er schlug zurück. John Russell sah die Umsetzung seiner Taktik: Zwei Schläge mit der Führhand, dann die Rechte, dann ein kleiner Schritt nach rechts oder links, um Tysons wütende Gegenangriffe ins Leere laufen zu lassen. Statistiken werden im Boxen eher selten bemüht, weil sich besonders im Schwergewicht mit einem einzigen Schlag alles ändern kann. Doch hier sagt die Trefferquote eine Menge aus: In den ersten zwei Runden landete Douglas 50 Schläge, Tyson 20.

Douglas zeigte alles, was man von ihm erwartet hatte: Athletik, Taktik. Aber auch das, was ihm niemand zugetraut hatte, am allerwenigsten sein Vater: den Willen, den Gegner zu vernichten, zur Not mit unfairen Mitteln; dreckiges Boxen, das sind Schläge unter die Gürtellinie oder Treffer mit dem Ellbogen, die zwar als Vergehen geahndet

werden, aber trotzdem zum Boxen gehören wie Fouls zum Fussball. Normalerweise war Tyson auch in dieser Disziplin der Meister, doch in Tokio war es umgekehrt: Douglas erwischte ihn in der zweiten Runde mit dem Ellbogen oberhalb des linken Auges. Was Folgen haben sollte.

Auf den ersten Blick wirkt Boxen wie der ultimative Einzelsport – zwei Menschen kämpfen halb nackt in einem seilumspannten Quadrat gegeneinander. Tatsächlich aber hat jeder Boxer viele Leute hinter sich. Während eines Kampfs sind zwei besonders wichtig: der Trainer, dem es, anders als etwa im Tennis, erlaubt ist, während des Fights zu coachen; und der sogenannte Cutman, der in den Pausen Platzwunden, Nasenbluten und vor allem Schwellungen behandelt. Eine offene Wunde oder ein zugeschwollenes Auge bedeuten fast immer das Aus. Das entscheidende Werkzeug des Cutman ist ein speziell geformtes, gekühltes Eisen mit Griff, Enswell genannt, das Schwellungen kurzfristig lindert.

Douglas schlug in den Runden nach dem Ellbogenstoss immer wieder gezielt auf Tysons Auge. Als Tyson nach der fünften Runde mit fast zugeschwollenem linken Auge in seiner Ecke Platz nahm, kam aber nicht der Cutman zum Einsatz, sondern sein Trainer. In der Hand hielt er etwas, das aussah wie ein pralles Kondom.

Hatte der Cutman sein Werkzeug vergessen? Oder war ihm die Ausgangslage im Vorfeld so eindeutig erschienen, dass er gar nicht daran dachte, sein Equipment zu checken? Niemand braucht ein Enswell, wenn der Kampf nach dreissig Sekunden vorbei ist.

Wie es wirklich war, wird man wohl nie erfahren, zwei Dinge aber sind bekannt: Was Tysons Trainer in der Hand hielt, so schwor er später, war ein mit Eiswasser gefüllter Latexhandschuh. Der half allerdings auch nicht, die Schwellung zu reduzieren. Zweitens bewies Mike Tyson Sportsgeist. Nie, auch Jahre später nicht, wollte er das fehlende Enswell als Grund für seine Niederlage verstanden wissen. «Daran hat es nicht gelegen, ich hätte auch so verloren», sagte er zu Joe Layden.

Als Mike Tyson mit weiterhin geschwollenem Auge den Ring für die sechste Runde betrat, klammerte er sich an D'Amatos Prinzip: Verteidigung ist wichtiger als Angriff. Er hielt beide Unterarme vors Gesicht, um nicht wieder getroffen zu werden.

Aber er bewegte den Kopf kaum, kein *bobbing and weaving,* fast regungslos stand er in der Ringmitte und absorbierte einen Treffer nach dem anderen.

Obwohl sich im Ring eine Sensation anbahnte, hörte man von den rund 40'000 Zuschauern nichts. Kein Johlen, kein Klatschen, kein Pfeifen. Waren die Japaner stumm vor Entsetzen? Waren sie still aus Höflichkeit? Oder verstanden sie nicht, was sich vor ihren Augen abspielte? Die Frage ist Gegenstand ausufernder Debatten unter Boxfans. Was auch immer der wahre Grund ist, die Ruhe im Tokyo Dome hatte eine einmalige Nebenwirkung (die sich gerade wiederholt, bei den Corona-Fussballspielen ohne Stadionpublikum): Als Fernsehzuschauer hatte man Gelegenheit, nahezu alles zu hören, was gesprochen wurde.

«Wir treten dir in den Arsch, Mike!», schrie ein euphorischer John Russell. «Wo ist Cus jetzt? Er kann dir nicht helfen!»

Tysons Trainer sagte in der Pause: «Du musst näher an ihn ran und dann zuschlagen.»

Tyson antwortete: «Ich kann nicht.»

In der achten Runde war sein linkes Auge komplett zugeschwollen, halb blind lehnte er in den Seilen, und all jene, die ihn vorher als sicheren Sieger gesehen hatten, gaben nun nichts mehr auf ihn. Plötzlich war Tyson der Underdog. Er, nicht Douglas, war jetzt der Atlantikschwimmer, der sich sagte: Du hast keine Chance, aber nutze sie.

Im Boxen sagt man: *They will all go if you hit them right*. Egal, wie überlegen einer ist – der richtige Schlag kann den Gegner jederzeit umhauen. Acht Sekunden vor dem Ende der achten Runde begann Douglas siegessicher zu werden: Nach einer etwas zu lässig geschlagenen linken Geraden stand er für einen kurzen Moment – zum ersten Mal in diesem Fight – nicht, wie von Russell gefordert, in einem 45-Grad-Winkel zu Tyson, sondern frontal. Er stand nicht federnd auf den Fussballen, sondern statisch auf beiden Füssen. Er dachte nicht mehr an den nächsten Schlag, er dachte an den baldigen Sieg. Uns beschrieb er es so: «Ich fing an, mein eigenes Werk zu bewundern.»

Es war wirklich nur der Bruchteil einer Sekunde, erkennbar erst in der verlangsamten Wiederholung. Aber diesen Moment der Unachtsamkeit nutzte Tyson,

um leicht in die Knie zu gehen und aus einer Position unterhalb von Douglas' Gürtellinie mit einem höllischen Aufwärtshaken nach oben zu schnellen.

Beim Boxen gibt es sogenannte Knock-out-Punkte, die wichtigsten sind Schläfe, Solarplexus, Leber, Kiefer und – besonders empfindlich – das Kinn. Wird eine dieser Stellen voll getroffen, reagiert der Körper mit Gleichgewichtsstörungen, Benommenheit oder sogar Bewusstlosigkeit. Bei einem Kinntreffer wird der Kopf so heftig und ruckartig bewegt, dass das Gehirn gegen den Schädelknochen schlägt. Es kommt zu einer Funktionsstörung, und um sich selbst zu schützen, schaltet sich das Gehirn ab. Der Boxer verliert das Bewusstsein.

Tyson traf Douglas perfekt an dem Knock-out-Punkt unterm Kinn. Der grosse Mann sackte zusammen und fiel hilflos und schwer nach hinten auf den Ringboden. Nichts war jetzt noch etwas wert, nicht die Vorbereitung, nicht die Taktik, nicht der bisher perfekt geführte Kampf. Mit einem einzigen Schlag hatte Tyson die Verhältnisse wieder geradegerückt. Er hatte keine Chance, aber er nutzte sie. *They will all go if you hit them right*.

Boxkämpfe haben etwas Pornografisches, schrieb Joyce Carol Oates, man starrt gebannt, in Erwartung eines vorsätzlichen Tabubruchs, und Boxen rührt tatsächlich an ein Tabu unserer Zivilisation: «Die Verletzung des Tabus der Gewaltanwendung (‹Du sollst nicht töten›) ist unverhohlen, eindeutig und ritualisiert (…) das ist es, was Boxen so unheimlich macht.» Dabei ist Boxen, so Oates weiter, anders als Pornografie, nicht «gespielt», es ist ganz und gar real: Das vergossene Blut, der erlittene Schmerz, die bleibenden Schäden sind nicht vorgetäuscht. Jeder am Ring sah, dass Douglas wirklich getroffen worden war.

In Columbus sass Vater Bill mit Busters jüngerem Bruder Billy vor dem Fernseher. So beschreibt Billy uns die Szene:

«Mein Vater, das weiss ich noch ganz genau, sagte immer wieder: ‹Du darfst dich nie ausruhen. Denn was ist das Letzte, das Tyson macht, bevor er diese Erde verlässt? Er packt einen Uppercut aus.› Und genau das geschah in der achten Runde.»

Und dann geschah noch etwas: Buster Douglas war zu Boden gegangen, aber er war nicht bewusstlos. Er schlug mit der Faust auf den Ringboden, wütend über seinen

Fehler. Der Ringrichter schickte Tyson in seine Ecke, kniete sich zu Douglas und begann zu zählen.

Es folgten jene Sekunden, die vielleicht das wahre Wunder dieses wundersamen Kampfes darstellen:

Eins … zwei … drei … vier …

Die Regel besagt, dass der angeschlagene Boxer nach zehn Sekunden wieder stehen muss.

… fünf … sechs … sieben …

Douglas lag noch immer am Boden.

… acht … neun …

Im letzten Moment richtete sich Douglas auf, genau bei «zehn» stand er wieder.

Zwei Dinge muss man wissen, um diese Situation richtig zu verstehen.

Douglas beherzigte in diesem Moment eine der ältesten Boxregeln: Du musst nicht bei «drei» auf den Beinen sein, sondern bei «zehn». Das heisst: Nutze die Zeit am Boden, um zu Kräften zu kommen.

Zweitens darf man nicht glauben, jeder Schlag von Mike Tyson setze einen ausser Gefecht. Er erwischte Douglas hart, aber nicht so hart, dass er ihn ausschalten konnte.

Später sollte auch über diese Szene eine hitzige Debatte an der Grenze zur Verschwörungstheorie geführt werden: Wenn man sich die alten Aufnahmen anschaut und mitzählt ab dem Moment, an dem Douglas zu Boden geht, vergehen zwölf oder dreizehn Sekunden, bis er wieder steht, nicht wie vorgesehen zehn. Meyran war ein erfahrener Ringrichter, zählte er versehentlich oder absichtlich falsch?

Don King, Tysons Promoter, reichte unmittelbar nach dem Fight Protest ein, der abgelehnt wurde: Meyran hatte regelkonform gehandelt, denn der Ringrichter darf erst mit dem Zählen beginnen, nachdem er den anderen Boxer in dessen Ecke geschickt hat. Der Freispruch half Meyran wenig: Er sollte nie wieder einen WM-Kampf zugeteilt erhalten und war darüber noch Jahre später verbittert.

In der Pause nach der achten Runde sass Douglas sichtlich geschockt auf dem Schemel in seiner Ecke. Russell redete auf ihn ein, Douglas schwieg. Alle, die im Tokyo Dome dabei waren und mit denen wir gesprochen haben, geben dasselbe zu Protokoll: Sie hatten das Gefühl, Douglas habe weder die Kraft noch den Willen, diesen Kampf zu Ende zu führen. Er war ein guter Boxer, aber eben kein Killer. Nicht wie Tyson und nicht wie sein Vater. Buster Douglas, sagen alle, hatte keine Chance.

Aber er nutzte sie.

Kaum war die neunte Runde eröffnet, stürmte Tyson nach vorne und landete eine heftige Linke an Douglas' Schläfe. Douglas antwortete mit einer Kombination gegen Tysons Kopf. Bei Rundenhälfte hatte er den Fight wieder im Griff. Geduldig und konzentriert bearbeitete er Tyson, ohne noch einmal schwer getroffen zu werden.

Gleichzeitig ging Tyson einfach nicht k. o. Wer immer noch dachte, Tyson sei nicht fit und nicht fokussiert, wurde eines Besseren belehrt. Joe Layden schreibt im Buch «The Last Great Fight», dass dies vielleicht sogar Tysons denkwürdigster und grösster Kampf war. Er weigerte sich unterzugehen.

Doch kurz vor Ende der zehnten Runde erwischte ihn Douglas innerhalb von Sekunden mit vier schnellen Geraden im Gesicht. Benommen stolperte Tyson auf Douglas zu. Der traf ihn mit einem brutalen rechten Aufwärtshaken. In diesem Moment überwand Douglas, für alle sichtbar, seine Hemmung, einen Gegner fertigzumachen. Er setzte nach: links, rechts, links. Der letzte Haken traf Tyson im Fallen.

Douglas begab sich in seine Ecke, auf den Füssen federnd wie zu Beginn des Kampfes. Meyran beugte sich über Tyson und begann zu zählen.

Eins … zwei … drei … vier …

Tyson, auf allen vieren, suchte blind nach seinem Mundschutz.

… fünf … sechs … sieben …

Tyson fand den Mundschutz, stopfte ihn sich verkehrt herum in den Mund.

… acht … neun …

Tyson drehte sich zu Meyran, versuchte aufzustehen, aber fiel nach vorne und griff wie ein Betrunkener nach dem Arm des Ringrichters. Meyran signalisierte das Ende des Fights, dann schloss er Tyson in die Arme, als wolle er ihn vor all dem Unheil schützen, das bald über ihn hereinbrechen sollte.

In der anderen Ecke des Rings tanzten Johnson, Russell und McCauley wie Kinder um Douglas herum, der Ring füllte sich mit Journalisten, Funktionären, Fans. Fernsehmoderator Larry Merchant arbeitete sich zu Douglas vor und begann mit der offensichtlichsten, aber einzig richtigen Frage: «Warum haben Sie diesen Fight gewonnen, obwohl niemand dachte, dass Sie gewinnen würden?»

Douglas zögerte. Aus dem Hintergrund rief jemand: «Seine Mutter!»

Douglas blinzelte, versuchte die Tränen zurückzuhalten. «Meine Mutter», sagte er mit erstickter Stimme. «Meine Mutter … Gott habe sie selig.» Er wischte sich mehrfach mit dem riesigen Boxhandschuh durchs Gesicht. Von hinten drückte John Russell seinem Boxer und Freund die Schulter.

Dann fing sich Douglas, schluckte die Tränen runter, sagte etwas über den Kampf. Plötzlich aber, als wäre ihm gerade etwas eingefallen, wandte er sich direkt zur Kamera und sagte:

«Dad … das hier ist für dich. Ich liebe dich.»

Kapitel X: Chronik eines Absturzes

Mike Tyson kommt ins Gefängnis und reisst dann die Deutungshoheit über seinen Verfall an sich.

Was mit Mike Tyson nach seiner Niederlage geschah, ist bekannt. In zahllosen Interviews, Dokumentarfilmen, Talkshows, Podcasts, Comics, Büchern und TV-Sendungen wurde sein Schicksal durchleuchtet, ausgebreitet, seziert und archiviert. Hier noch einmal die Chronik seines Abstiegs:

1992 wird er wegen Vergewaltigung der 18-jährigen Desiree Washington zu sechs Jahren Haft verurteilt. Er liest Dostojewski und Shakespeare und konvertiert zum Islam. Nach drei Jahren wird er vorzeitig entlassen.
1997 beisst er im Ring Evander Holyfield ein Stück Ohr ab. Der Kampf wird abgebrochen. Später findet man das Stück von Holyfields Ohr auf dem Ringboden. Tyson wird die Boxlizenz entzogen.

1998 Tyson verklagt seinen Promoter Don King auf 100 Millionen Dollar (und lässt die Klage sechs Jahre später fallen, gegen die Zahlung von 14 Millionen Dollar). Ein psychiatrisches Gutachten stuft Tyson als schwer depressiv ein, aber stabil genug, um zu boxen.

1999 wird Tyson zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, weil er einen 62-jährigen Mann schlug.

2000 streckt er in einem Kampf zuerst seinen Gegner und dann den Ringrichter nieder. Noch im Ring gibt er ein Interview, in dem er den damals stärksten Boxer, Lennox Lewis, herausfordert: «Ich bin der Beste aller Zeiten. Ich bin der brutalste und bösartigste, der skrupelloseste Champion, den es je gegeben hat. Es gibt niemanden, der mich aufhalten kann. Mein Stil ist ungestüm, meine Verteidigung uneinnehmbar, und ich bin einfach nur wütend. Ich will sein Herz! Ich will seine Kinder essen!» (Lewis hatte keine Kinder.)

2002 kommt es endlich zum Kampf gegen Lewis. Mike Tyson ist chancenlos.

2005 folgt der (vorerst) letzte Fight seiner Karriere. Der Gegner heisst Kevin McBride, ein schwerfälliger Ire mit einer laschen, offenen Deckung – genau die Art Gegner, die Tyson in den 1980er-Jahren in der ersten Runde k. o. schlug. Aber Tyson ist nicht mehr der Boxer von einst, er steht nur noch im Ring, weil er Geld braucht. In der sechsten Runde rutscht er aus, der Ringrichter kniet sich zu ihm nieder und informiert ihn, dass er nicht angezählt sei und wieder aufstehen könne. Tyson bleibt einfach sitzen. «Zu spät schlau, zu früh alt», so beschreibt er sich selbst in seiner (vorerst) letzten Pressekonferenz.

Ab 2005 konsumiert Tyson täglich Brandy, Kokain, Zoloft, Marihuana, Zigaretten und Morphium. Er besucht Kliniken für Sexsucht und Drogensucht. Wird vegan. Wird clean. Wird rückfällig.

Doch plötzlich änderte sich etwas. Vor acht Jahren riss Mike Tyson die Deutungshoheit über seinen Verfall in einer erstaunlichen Volte an sich. Er begann, die Details seiner Geschichte selbst zu erzählen, statt sie von der Presse ausgraben zu lassen: erstmals 2012 in einer Broadway-Show, 2013 dann in seiner Autobiografie «Undisputed Truth». 2017 erwähnte er nebenbei in einem Fernsehinterview, dass er als Siebenjähriger sexuell missbraucht worden sei.

Man kann das als Versuch deuten, die Tragik durch Geständnisse aufzupolieren, man kann es aber auch als Einsicht eines Mannes lesen, der seine eigenen Abgründe akzeptiert und zugleich instinktiv verstanden hat, dass er den Medien den Wind aus den Segeln nimmt, wenn er von sich aus alles sagt.

Wenn man Mike Tyson glauben will, hat sein Wandel mit einer Drogenerfahrung zu tun. In einem Podcast-Interview erzählte er 2019, wie er eine Substanz namens 5-MeO-DMT konsumiert habe. Das Gift einer seltenen Krötenart ist der extreme Cousin des schamanischen Gebräus Ayahuasca. Während Ayahuasca als gemütliche Bootsfahrt an den Rand des Universums beschrieben wird, ist das Krötengift ein Raketenflug an denselben Ort. Er könne seither nichts mehr mit Boxen anfangen, sagte Tyson. Er schaue Videos von früher und erkenne sich nicht wieder. Er vermeide es zu trainieren, um nicht die Wut zu wecken, die in ihm schlummere.

Der Egomane, den Cus D'Amato in der Hypnose zum Leben erweckte, schien seinen Frieden gefunden zu haben.

Tyson hat kein elaboriertes Vokabular, er lispelt und verschluckt die Wörter, aber in diesem Gespräch glaubte man, einen geläuterten Mann zu hören, der im Alter von 53 Jahren feststellt, dass er – wie Buster Douglas – ein Boxer gewesen war, der keiner sein wollte.

Etwas mehr als ein halbes Jahr später, im Sommer 2020, verkündete dieser Mann sein Comeback.

Kapitel XI: Die Einsamkeit des Siegers

Buster Douglas verliert mehr, als er je hatte, seine Frau rettet ihm das Leben.

«Auf den Fight waren wir vorbereitet. Aber nicht auf das Danach», hören wir Buster Douglas sagen, plötzlich laut und deutlich. Eben verstanden wir ihn noch so schlecht, dass wir uns fragten, ob wir seinen Sohn Artie bitten sollten, die Musik leiser zu stellen.

Wir sitzen noch immer bei den beiden im Auto, dreissig Jahre nach dem Tyson-Fight. Es schneit, und die trockene Wärme der alten Klimaanlage lullt uns ein. Draussen zieht die graue Stadt vorbei.

«Hätte meine Mutter noch gelebt, wäre nichts von der ganzen Scheisse passiert», sagt Buster Douglas plötzlich.

Welche Scheisse?, fragen wir.

Die Scheisse, die Douglas meint: Als er nach dem Tyson-Fight wieder in Columbus landete, am 13. Februar 1990, begann eine Höllentour, die erst am 4. Juli 1994 endete, auf der Intensivstation des Grant Medical Center seiner Heimatstadt. Douglas, 180 Kilo schwer, war wegen eines Blutzuckerwerts von 850 Milligramm pro Deziliter ins diabetische Koma gefallen. Normal sind Werte bis höchstens 140 Milligramm.

Zwischen dem Kampf und dem Koma lag das, was wohl jeder durchmacht, der über Nacht weltberühmt wird: Leute, die du seit Jahren nicht gesehen hast, geben sich als beste Freunde aus. Fadenscheinige Menschen offerieren dir aus fadenscheinigen Gründen fadenscheinige Geschäfte. Du gehst feiern, obwohl du schlafen willst, und gerade wenn du denkst, dass du diese Party besser verlassen solltest, fällt dir ein, dass es deine eigene ist.

Keiner kann dich auf das vorbereiten, was kommt, du kannst nur hoffen, dass du dafür gemacht bist. Buster Douglas schien auf den ersten Blick ein guter Kandidat: Er lebte ein einfaches Leben und hatte nicht die Absicht, daran etwas zu ändern. Aber er

hatte auch eine Schwäche: Er konnte nicht Nein sagen. Und er hatte einen Manager namens John Johnson, der zu allem Ja sagte.

Johnson hetzte Douglas durchs halbe Land, keine Gelegenheit liess er aus, seinen Weltmeister zu präsentieren: in der «Tonight Show» von Johnny Carson, auf Partys in Las Vegas, als Celebrity-Schiedsrichter in einem Wrestling-Fight von Hulk Hogan. Douglas traf sich mit Clint Eastwood, der seine Geschichte verfilmen wollte, drehte Werbespots und liess sich bei einer Parade in Columbus von 25'000 Menschen feiern. Er jettete von New York nach Los Angeles nach Kansas City, aber nicht wie früher in der Economy Class, sondern standesgemäss, wie Johnson fand, in einem Privatjet.

«Mann, war das eine Wahnsinnsmaschine», sagt Douglas jetzt. «Aber all das wollte ich gar nicht. Ich wollte nach Hause.» Bei jedem anderen Schwergewichtsweltmeister würde man das wahrscheinlich als Koketterie abtun. Buster Douglas glaubt man aufs Wort.

So viel wie mit dem Tyson-Fight hatte Douglas nie zuvor in seinem Leben verdient: 1,3 Millionen Dollar. Doch das war wenig im Vergleich zu früheren Tyson-Herausforderern. Und es war noch viel weniger im Vergleich zu dem, was er für den nächsten Kampf bekommen konnte. Im Raum stand die höchste Summe, die je einem Titelverteidiger gezahlt worden war: 24 Millionen Dollar.

Bevor dieser Kampf stattfinden konnte, gab es allerdings einen anderen Kampf, vor Gericht, der selbst mit der Distanz von dreissig Jahren und dem Wissen aus zahllosen Zeitungsartikeln, Fernsehdokumentationen und Biografien noch immer nur schwer zu durchschauen ist.

Es gab vier Parteien: den Promoter Don King, den Casinobesitzer Donald Trump (der mit Tyson befreundet war), den Douglas-Manager John Johnson und Steve Wynn, den Manager des Casinohotels Mirage in Las Vegas.

Don King behauptete, er habe ein Mitbestimmungsrecht am nächsten Douglas-Fight.

Donald Trump behauptete, er habe die Rechte an einer Revanche Douglas–Tyson.

John Johnson fand, die beiden hätten überhaupt keine Rechte, und unterzeichnete stattdessen einen Vertrag mit Steve Wynn und dem Mirage über einen Fight zwischen Douglas und Evander Holyfield.

Das Ganze nahm den Verlauf, der üblich ist, wenn zu viel Geld und zu viel Ego im Spiel sind: Johnson verklagte King, um die Alleinrechte an dem nächsten Douglas-Fight zu erhalten.

King verklagte Johnson auf Vertragsbruch.

Trump verklagte Johnson wegen Einmischung in den Vertrag zwischen Trump und King.

Am Ende einigten sich die Parteien: King bekam 4,5 Millionen von Wynn und dem Mirage. Trump bekam 2,5 Millionen von Johnson und dem Mirage. Johnson bekam den Douglas-Fight im Mirage. Und Douglas? Der bekam die 24 Millionen Dollar (abzüglich Johnsons Anteil), verlor jedoch ein halbes Jahr wertvolles Training. Er hatte keine Zeit, sich zu erholen, keine Zeit, um seine Mutter zu trauern, und die paar Leute, die ihn zuletzt begleitet hatten, stritten sich nur noch. All das zerstörte Buster Douglas.

«Es war das totale Chaos», sagt er. «Es ging um so viel Geld, wir liessen uns überwältigen und auffressen. Wir waren alle so stur.» Zum ersten Mal auf dieser Autofahrt durch Columbus dreht er sich zu uns um. «Wisst ihr, was härter ist, als erfolgreich zu werden? Erfolgreich zu sein. Wir waren ein Team, als wir uns auf Tyson vorbereiteten. Doch dann fielen wir auseinander. Wir schauten uns an wie Fremde.»

Douglas' Herausforderer Evander Holyfield war ein technisch versierter Halbschwergewichtler, der es mit extremem Training (und mithilfe von Steroiden, sagen manche) von 81 auf 90 Kilo geschafft hatte, das Mindestgewicht eines Schwergewichtlers. Der Kampf gegen Buster Douglas war seine erste Titelchance, mit religiösem Eifer bereitete er sich darauf vor. Douglas hingegen hatte zwischen all den Rechtsstreitigkeiten und Showterminen seine Lust am Boxen verloren. Während Holyfield Mühe hatte, schwerer als 90 Kilo zu bleiben, steuerte Douglas auf die 150 zu.

«Ich wollte den Kampf absagen», versichert uns sein Trainer John Russell, «aber Buster sagte mir: ‹Ich werde nie mehr die Möglichkeit haben, so viel Geld zu verdienen.›»

Douglas war wieder der Boxer, der keiner sein wollte: Er wollte das Geld – die 24 Millionen Dollar machten ihn in jenem Jahr zum weltweit bestbezahlten Sportler –, aber er wollte nicht kämpfen.

Und so betrat am 25. Oktober 1990 ein schlecht trainierter, übergewichtiger Titelverteidiger das Mirage in Las Vegas zu einem Kampf vor 16'000 Zuschauern. Folgende Anekdote beschreibt seine Verfassung am besten: In der Umkleidekabine, keine Stunde vor dem Fight, nickte Douglas ein. Wie ein Kind, das vor Überforderung in den Schlaf flüchtet.

Der Kampf war eine kurze, traurige Angelegenheit. Holyfield erwies sich nicht nur als fitter, er war auch taktisch besser. Als er in der dritten Runde einem ungelenken Douglas-Uppercut leichtfüssig auswich und mit einer brutalen rechten Geraden antwortete, stürzte der Titelverteidiger zu Boden und griff im Fallen nach Holyfield, als suche er Halt ausgerechnet beim Gegner. Douglas rollte auf den Rücken und atmete schwer. Er wischte sich mit dem Handschuh übers Gesicht.

Einmal. Zweimal. Und noch ein drittes Mal. Aber nicht ein einziges Mal versuchte er, wieder aufzustehen. Er wollte nicht mehr.

«Ob er aufgegeben hat?!» John Russell schaut uns missmutig an. «Ganz ehrlich: Ich denke nicht. Ich denke, er wurde getroffen und ging zu Boden. Und als er am Boden war, sagte er sich: ‹Fuck it.›»

Douglas hatte sich mal wieder nicht an das Männlichkeitsskript der Boxwelt gehalten. Er war einfach liegen geblieben. Hatte keine Lust mehr gehabt auf den Schmerz. Und wieder hiess es: Er ist ein quitter. Aber sein Ziel hatte er erreicht: Er hatte den Jackpot. Und stand nun vor der Frage: Was tun mit so viel Geld?

Vor allem wollte er sich den Frieden erkaufen, den er nach dem Tyson-Kampf verloren hatte. Wieder vereint mit seiner Ehefrau Bertha und den Kindern, erwarb Douglas ein Anwesen in Marco Island, einem Fischerdörfchen in Florida. Die meisten

Anwohner bewegen sich in dem von Kanälen durchzogenen Gebiet nicht mit dem Auto, sondern mit dem Boot. Douglas kaufte sich eines aus Teakholz und taufte es Lula Pearl, nach seiner Mutter. Seinen Frieden fand er trotzdem nicht.

Was machen Menschen, die unglücklich sind?

Mike Tyson trug seinen Frust, seine Wut und seine Trauer in die Öffentlichkeit. Douglas frass alles in sich rein. Im Wortsinn. «Es war etwas, das ich mit mir selber ausmachen musste», sagt er uns. «Ich wollte auf niemanden hören, konnte es mit niemandem teilen. Ich ass und trank einfach wie ein Wahnsinniger.»

Innerhalb von zwei Jahren legte er so viel Gewicht zu, dass ihn Freunde nicht mehr erkannten. Er wurde krank, doch er frass und soff weiter.

Am 4. Juli 1994 rief Bertha Douglas die Ambulanz, und auf dem Weg ins Krankenhaus fiel ihr Mann ins diabetische Koma. Er erzählt: «Als ich aufwachte, sah ich die Ärzte, wie sie mich anschauten und sich fragten: ‹Jesus, ist das wirklich er?› Sie waren angewidert, so fett war ich.» Douglas lacht bitter.

Er, der zwei Jahre alles mit sich selbst ausgemacht hatte, griff zum Telefon und wählte die Nummer seines alten Trainers John Russell: «Ich bin in Schwierigkeiten.» Russell, der selbst gerade erst vom Alkohol losgekommen war, stieg ins Auto und fuhr los. Sie verabredeten sich im Park. Douglas wog 180 Kilo.

«Wir laufen 400 Meter», sagte Russell. Nach zehn Metern blieb Douglas röchelnd stehen.

«Okay, wir gehen 400 Meter», sagte Russell.

Und so begannen die beiden. Irgendwann wechselten sie ins Gym. Kein Comeback. Nur ein bisschen Training. Doch nach einer Weile fragte Douglas, ob er wieder einmal gegen jemanden in den Ring steigen dürfe. Russell konnte ihm kaum den Kopfschutz aufsetzen, so fett war er. «Aber boxen – das konnte der Hurensohn immer noch», sagt Russell.

Und so kam es, dass der Mann, der 1994 beinahe gestorben wäre, zwei Jahre später und 70 Kilo leichter wieder im Boxring stand. Mit seinem Trainer Russell in der Ecke und dem stolzen Vater Bill an seiner Seite.

Es war ein kurzes, sportlich irrelevantes Comeback. Aber es rettete sein Leben.

Kapitel XII: Der Gefangene und der Ausbrecher

John Russell flüchtet von der Bühne, die Jazzkappelle stimmt ihre Instrumente.

Buster Douglas steht im Ballsaal des Hotels Hyatt, gross und schwer, er trägt einen schwarzen Anzug und einen breitkrempigen Hut, den er den ganzen Abend nicht ablegen wird. Mehrere Hundert Leute sind gekommen, um das Dreissig-Jahr-Jubiläum seines Sieges gegen Mike Tyson zu feiern. Der Trubel scheint ihm unangenehm, doch die Gala dient einer guten Sache, vielleicht hat er ihr überhaupt nur darum zugestimmt: Es wird Geld für ein christliches Jugendzentrum gesammelt.

Was auffällt: dass auf der Bühne an diesem Abend nur Männer reden, abgesehen von Joyce Beatty, einem Mitglied des Repräsentantenhauses in Washington. Sie spricht über die Wirkung, die Buster Douglas noch immer auf viele schwarze Kids habe, weil er ihnen Mut mache, daran zu glauben, selbst die aussichtsloseste Situation überwinden und etwas erreichen zu können.

«Wenn du am Boden bist», sagt Joyce Beatty mit kräftiger Stimme und macht die Faust, «solltest du nicht aufgeben, sondern aufstehen. Ganz egal, wie klein deine Chancen sind. Das ist, was Buster Douglas uns gelehrt hat.» Sie spricht wie eine Priesterin, wie Oprah Winfrey. Und dann sagt sie: «Danke, dass du nie zu gross für uns wurdest.»

Es ist eine interessante Formulierung in einem Land, in dem es nie gross genug werden kann. In dem die Portionen, die Autos, die Menschen und die Geschichten, die wir über sie erzählen, immer larger than life sein müssen. Man ahnt sofort, dass die Abgeordnete gerade etwas Ungewöhnliches, fast Radikales gesagt hat.

Joyce Beatty dankte Buster Douglas dafür, dass ihm der Ruhm nie zu Kopf gestiegen ist, dass er nie vergessen hat, wo er herkommt. Sie dankte ihm, dass er den Kids nicht nur in der Erfüllung des amerikanischen Traums vom Aussenseiter, der Weltmeister wurde, ein Vorbild ist, sondern auch in dem, was danach kam. Wenn man

so will, bedankte sich Beatty bei ihm dafür, dass er sich dem Wahnsinn der Boxwelt entzogen hat. Und dass er auch darin den Kids ein Vorbild sein kann.

Douglas sitzt an einem Achtertisch bei der Bühne, neben ihm sein Bruder Billy und sein Freund John Russell. Seine Frau Bertha, die all die Jahre bei ihm geblieben ist, ist nicht da. Sie hasst den Boxsport und das Leid, das er über ihre Familie gebracht hat.

Als Douglas und sein früheres Team auf der Bühne eine Urkunde der Stadt entgegennehmen sollen, kommt es zu der unangenehmen Situation, dass vier alte Männer nebeneinanderstehen, die miteinander gebrochen haben. John Russell verlässt die Bühne als Erster, fast fluchtartig. Auch Douglas ist sichtlich erleichtert, als er wieder Platz nehmen darf.

John Johnson, seinen Ex-Manager, hingegen muss man beinahe von der Bühne bitten, so ausführlich beantwortet er die Fragen des Moderators. Nach einer halben Stunde geht er, seinen Freund J. D. McCauley, den anderen Trainer, im Rollstuhl vor sich herschiebend.

Der offizielle Teil des Abends ist vorüber, die Jazzband stimmt ihre Instrumente, wir gehen von Tisch zu Tisch. John Johnson schwört beim Grab seiner Mutter, dass Russell nur ein kleines Licht in der Ringecke war, angeheuert wenige Wochen vor dem Kampf als Assistent des eigentlichen Trainers: J. D.

Russell hält dagegen: «J. D. hat Buster sechs Jahre lang trainiert, aber erst als ich dazukam, wurde Buster fit.» Er flucht und schwitzt, die Vorwürfe nagen an ihm. Aber dann wird seine Stimme weicher: «Ich bin nur hier, weil Buster mich angefleht hat zu kommen. Gestern Abend waren wir essen, nur wir beide. Das bedeutet mir mehr als alles andere.»

Dann nähern wir uns J. D. McCauley, er wirkt erschöpft. Einer seiner Söhne gibt uns ein Zeichen, ihn zu schonen, aber McCauley will mit uns reden: «Was damals passiert ist», flüstert er, «macht mich traurig. Ihr habt es gerade erlebt: Das wirkt alles bis heute nach. Ich bin nicht mehr glücklich, ich trage nicht einmal mehr meinen Weltmeisterring.»

Und Douglas? Vielleicht ist er ja tatsächlich der Beweis, dass das Leben dem Boxen ähnelt, weil man im alltäglichen Wahnsinn endlose Kämpfe in vielen Runden durchstehen muss, und wenn es zum Schlagabtausch kommt und man zu Boden geht, steht man halt wieder auf. Doch seine Geschichte zeigt auch etwas anderes: Sich einen Traum zu erfüllen, bedeutet nicht, dass man danach nie mehr unglücklich ist.

Was bleibt vom grössten Aussenseitersieg in der Sportgeschichte? Ein Gefangener des Systems, Mike Tyson, der ein Comeback plant. Und ein Ausbrecher aus dem System, Buster Douglas, der jeden Tag mit seinem ehemaligen Trainer telefoniert, ohne ein Wort übers Boxen zu verlieren.

Putins Tänzer

Sergei Polunin ist ein Superstar des Balletts. Auf der Bühne bewegt er sich so ausdrucksstark wie kaum jemand – im echten Leben lässt er sich den russischen Präsidenten auf die Brust tätowieren und provoziert Minderheiten. Jana Simon über einen Künstler der Extreme

Von Jana Simon, DIE ZEIT, 13.02.2020

An einem Freitagabend im Januar hockt Sergei Polunin auf der Bühne des Münchner Prinzregententheaters in einem Kreis aus verwelktem Laub. Er nimmt ein paar Blätter in die Hände, lässt sie durch seine Finger rieseln, lächelt versonnen und ein wenig verrückt. Die Musik wird lauter, dramatischer. Polunin bebt, sinkt in sich zusammen, bäumt sich auf, zuckt, als würde er geschlagen, getreten, erschossen. Die Zuschauer zucken unwillkürlich mit. Polunin tanzt Vaslav Nijinsky in seinem Ringen mit dem Wahnsinn. Das Stück *Sacré* ist eine Neuinterpretation von *Le sacre du printemps.* Der russische Ballettstar Nijinsky hat dieses Ballett 1913 zur Komposition von Igor Strawinsky geschaffen und tatsächlich viel Zeit in Nervenkliniken verbracht.

Polunin setzt an und hebt ab, er springt, springt, springt und dreht sich um sich selbst. Dann stampft er auf, marschiert, wirft sich hin. Er tanzt wie ein Rasender kurz vor dem Abgrund, unterbrochen von lichten, sanften, harmonischen Augenblicken. Die schulterlangen Haare wirr vor den Augen, der Bart am Kinn zerfranst. Polunins Schritte und Drehungen sind nicht immer ganz präzise, aber er tanzt ohne Vorsicht, ohne Rücksicht gegenüber sich selbst. Es wirkt, als würde er, selbst wenn er von der Bühne fiele, weitertoben. Ein Mann im Kampf mit sich selbst.

Sergei Polunin ist gerade 30 geworden und hat etwas geschafft, das nur wenige Ballett-Tänzer vor ihm erreicht haben. Er ist auch außerhalb der Tanzwelt bekannt, er ist ein Popstar.

Polunins Vorfahren waren Russen, er aber wuchs in der Ukraine auf. Mit 19 Jahren wurde er zum jüngsten Ersten Solisten in der Geschichte des Royal Ballet in London, einer der bedeutendsten Ballettkompanien der Welt. Er gewann Preise und wurde als das größte Talent seiner Generation gefeiert. Doch schon drei Jahre später verließ er das Ensemble, das für einen klassischen Tänzer den Olymp bedeutet. Er reiste um die Welt, trat auf den unterschiedlichsten Bühnen auf, feierte Partys, behauptete, er habe im Kokainrausch vor Publikum getanzt.

Der endgültige Durchbruch gelang Polunin schließlich mit einem Video des Fotografen David LaChapelle, in dem er seinen Kampf mit sich selbst und seinem Talent inszeniert, zu dem Lied *Take Me to Church* des irischen Rockmusikers Hozier. Der Clip ging 2015 viral und wurde bis heute fast 28 Millionen Mal angesehen.

Auf Instagram folgen Polunin inzwischen mehr als 200.000 Menschen. Es gibt einen Dokumentarfilm über ihn, *Dancer,* er trat in dem Hollywoodfilm *Red Sparrow* neben Jennifer Lawrence und in *Mord im Orient Express* neben Kenneth Branagh und Penélope Cruz auf. In diesem Jahr werden zwei weitere Dokumentarfilme über ihn herauskommen. Seine Aufführungen sind ausverkauft, überall auf der Welt. Und das, obwohl sich Sergei Polunin in den vergangenen Jahren wie wenige andere Künstler selbst sabotiert hat.

Im Winter 2018 begann Polunins medialer »Amoklauf«, wie er es heute selbst nennt. Es fängt damals an mit einem Instagram-Post über den russischen Präsidenten Wladimir Putin. Polunin schreibt, wenn er Putin sehe, sehe er das Licht.

Polunin schlägt Empörung entgegen, Wut, auch Hass, woraufhin er noch einen Schritt weiter geht. Er schreibt: »Danke an Wladimir und jeden anderen, der für das Gute steht.« Dazu zeigt Polunin ein Foto seiner blanken Brust, auf die er das Gesicht Putins hat tätowieren lassen. Noch mehr Wut, noch mehr Hass.

Wenig später polemisiert er gegen vermeintlich verweichlichte männliche Ballett-Tänzer: »Auf der Bühne steht bereits eine Ballerina, es braucht nicht zwei! Steht euren Mann!«, schreibt er, wieder auf Instagram. Und: »Frauen versuchen jetzt, Männerrollen zu übernehmen, weil ihr sie nicht fickt, weil ihr peinlich seid.« Sein Weltbild: »Männer sind Wölfe, Löwen, Anführer der Familie.«

Von da an gilt Polunin als homophob und sexistisch. Den Widerspruch, der ihm entgegenschlägt, scheint er zu genießen. Er hetzt auch gegen Übergewichtige und fordert, »dicke Menschen zu ohrfeigen«, weil er »ihre Faulheit« nicht akzeptieren könne.

Anfang 2019 soll Polunin in Paris in *Schwanensee* tanzen, doch die Oper lädt ihn wieder aus. Seine öffentlichen Äußerungen seien nicht mit den Werten des Hauses vereinbar. Der französische Tänzer Adrien Couvez nennt Polunin eine »Schande« und erklärt, das Ensemble stehe für »Respekt und Toleranz«. In die Ukraine, Polunins Heimatland, das seit 2014 einen Krieg gegen von Moskau unterstützte Milizen im Osten des Landes führt, dürfe er nicht mehr einreisen, sagt Polunin.

Das italienische Tanzmagazin *Danza&Danza* aber ehrt ihn als »Persönlichkeit des Jahres 2019«. Und das Bayerische Staatsballett lädt Polunin weiter ein. Vor zwei Gastauftritten in München kommt es im vergangenen Jahr zu Protesten von ukrainischen Aktivisten, der Lesben-und-Schwulen-Bewegung und der Antifa. Das Bayerische Staatsballett verteidigt sich mit öffentlichen Stellungnahmen. Das löst eine Diskussion darüber aus, wie weit ein Tänzer gehen darf und ob man die Kunst und die politischen Ansichten des Künstlers voneinander trennen kann, muss oder soll.

In gewisser Weise ist Sergei Polunin der Peter Handke des Balletts. Hochbegabt, aber auch hochumstritten.

Doch anders als Handke ist Polunin nicht wortgewandt, seine Kunst ist stumm. Er arbeitet mit seinem Körper, mit Stimmungen, Gefühlen. Gesellschaftspolitische Analysen sind nicht seine Ausdrucksform, und so nutzt er auch das Netz eher impulsiv als durchdacht.

Noch vor ein paar Jahren wäre es gleichgültig gewesen, wie ein berühmter Ballett-Tänzer über den russischen Präsidenten oder über Männer und Frauen denkt. Kaum jemand hätte es mitbekommen. Im Zeitalter von Social Media aber werden diese Gedanken sogleich öffentlich. Polunin versetzt nicht nur die Tanzwelt in Aufruhr, sondern auch Menschen, die vom Ballett keine Ahnung haben. Kurze Wortmeldungen erscheinen nun wirkmächtiger als seine Kunst.

In München haucht eine Frau im Publikum während der Vorstellung von *Sacré in diesem Januar* : »Ich liebe ihn«. Zwei andere Damen blättern durch das Programmheft und betrachten die Fotos mit Polunins Tattoos.

»Steht da Mickey Mouse?«

»Nein, Mickey Rourke.«

»Er hat auch Putin tätowiert.«

»Och nee!!«

Sommer 2019, ein halbes Jahr vor München, eine Seitenstraße in der Nähe der Arena von Verona in Italien. Ein schwarzer Mercedes-Bus fährt vor, Sergei Polunin steigt aus. Es sind 30 Grad, Polunin trägt eine dicke schwarze Jacke und Jogginghosen, er scheint zu frösteln. Er ist schmal, streicht immer wieder seine fast schulterlangen Haare aus dem Gesicht, legt dabei neben seinem linken Auge ein herzförmiges Tattoo frei.

Vor dem Tanzstudio warten schon ein paar Freunde und Bewunderer, Polunin umarmt sie nacheinander. An diesem Nachmittag sind die letzten Proben, am nächsten Abend wird Polunins bisher größte eigene Ballettproduktion aufgeführt. *Romeo und Julia,* er wird darin den Romeo geben, vor etwa 20.000 Menschen, die Arena ist ausverkauft.

Seit Polunin nicht mehr beim Royal Ballet in London angestellt ist, arbeitet er als freier Künstler. 2017 hat er eine eigene Firma gegründet, Poluninik, mit dem Ziel, Ballett populärer zu machen. Polunin ist nun Produzent und Hauptdarsteller zugleich, er trägt das finanzielle Risiko, wenn das Publikum ausbleibt.

Auch in Verona gab es im Vorfeld Proteste. Unter den Plakaten mit den Ankündigungen für *Romeo und Julia* klebten auf einmal Zettel mit der Aufschrift: »Das Corps de Ballet von Verona und Mercutio werden einem homophoben Romeo geopfert.« Für den Abend der Premiere haben Aktivisten der Lesben-und-Schwulen-Bewegung eine Demonstration angekündigt.

Jetzt, am Tag davor, trainiert Polunin mit den anderen Tänzern an der Stange – Pliés, Jetés, Grands Jetés. Polunin deutet die Bewegungen nur an, schont sich. Er ist

kein Anhänger langer Proben. Die Routine, die Regeln, das waren Gründe, warum er das Royal Ballet verlassen hat. »Zu viele Proben töten dich«, sagt er. Zwischendurch checkt er Nachrichten auf seinem Handy. Während die anderen Tänzer herumwitzeln, hält er sich schweigend im Hintergrund.

In einer Trainingspause erzählt eine junge deutsche Tänzerin, sie sei von Kollegen gefragt worden: »Tanzt du nun für Putin?« Sie selbst habe Polunin nie auf seine Ansichten angesprochen. Für sie ist dieses Engagement eine Chance, gesehen zu werden, eine einmalige Gelegenheit.

Am Ende der Probe versammelt Johan Kobborg, der dänische Choreograf, die Tänzer um sich. Er sagt, er danke Sergei Polunin – »ohne den das alles nicht möglich gewesen wäre«. Auch Kobborg war früher am Royal Ballet, er ist mit Polunin befreundet. Polunin hält seinen Blick fest auf den Boden gerichtet. Es sieht aus, als sei ihm die Aufmerksamkeit unangenehm. Die anderen klatschen. Polunin ist der Chef, dies ist seine Produktion, aber er lächelt nur schüchtern. Schwer vorstellbar, dass dieser zurückhaltende junge Mann im Netz verbal so austeilt. In Wirklichkeit wirkt er wie der Gegenentwurf zu seinem lauten, rohen und aggressiven Instagram-Ich.

Fragt man Johan Kobborg nach Polunins Instagram-Posts, antwortet er: »Die Hälfte des Teams ist sexuell anders orientiert als Sergei.« Und dieses Team werde von Polunin zusammengestellt und bezahlt. Polunin, sagt Kobborg, sei es um etwas anderes gegangen, um unterschiedliche weibliche und männliche Energien. »Aber er hat nicht die besten Worte gewählt.«

Am nächsten Tag, ein paar Stunden vor der Aufführung, wacht die Polizei vor der Arena. Ein paar Dutzend Demonstranten halten Anti-Polunin-Schilder in die Höhe. In den steinernen Katakomben eilen Tänzer und Techniker hin und her. Polunin ist in seiner Garderobe verschwunden. Die Stimmung ist angespannt. Es ist noch immer sehr warm. Als es dunkel wird, füllt sich die Arena.

Polunin tanzt den Romeo in einem schwarzen Hemd, das seine kontroversen Tattoos bedeckt. Am Ende gibt es Standing Ovations. Auch hinter der Bühne wird Polunin gefeiert. Seine Freundin Jelena Iljinych, die russische Bronzemedaillengewinnerin im Eistanz bei den Olympischen Spielen in Sotschi 2014,

schmiegt sich an ihn. Gemeinsam posieren sie für Fotos. Polunin läuft der Schweiß herunter. Er wirkt erleichtert. Menschen fassen ihn an, drängen in seine Nähe. Er bleibt stehen, lächelt, redet mit allen. Eine blonde Frau im roten Kleid umarmt ihn. Es ist die damalige russische Vize-Premierministerin Olga Golodez.

Etwas abseits warten Polunins Eltern, die beide noch immer in der Ukraine leben. Der Vater lehnt an einer Wand, einige Meter von ihm entfernt steht die Mutter. Sie recken die Köpfe, versuchen über die Menge hinweg einen Blick auf ihren Sohn zu erhaschen. Die Eltern haben sich schick gemacht, aber sie sehen erschöpft aus, unter ihren Augen liegen graue Täler. Unter den glamourösen Bewunderern ihres Sohnes wirken sie verloren. Wie eine Bildstörung.

Dann erklingt der Ruf: »Mama und Papa sollen kommen!« Die beiden straffen sich, der Vater versucht, die Mutter mitzuziehen, die schüttelt ihn ab. Langsam verschwinden sie in Richtung der Garderobe ihres Sohnes. Jeder für sich allein.

Die Frage, wo Polunin gerade lebt, kann einem niemand beantworten. Auch er selbst nicht. Rastlos scheint er durch die Welt zu ziehen. Wenn er in Russland ist, wohnt er bei seiner Freundin Jelena Iljinych in Moskau.

Ein grauer Novembermorgen in einem Vorort der russischen Hauptstadt, es regnet, Polunins Pressedame kennt den Weg. Er beschäftigt erst seit ein paar Monaten jemanden, der sich um das kümmert, was er sagt. Er hat jetzt auch ein PR-Team, das in den sozialen Medien für seine Auftritte wirbt und wohl auch aufpasst, was er selbst dort so schreibt. Seitdem ist Polunins Phase des digitalen Wütens erst mal vorüber.

Jelena Iljinychs Wohnung liegt nur 15 Minuten vom Internationalen Flughafen Scheremetjewo entfernt. Hinter einem Schlagbaum taucht eine Siedlung von Reihenhäusern auf, Gäste gelangen nur mit einer Anmeldung hinein. Im Café der Siedlung wartet Jelena Iljinych in eine Decke gehüllt, ihre schwarzen Haare reichen ihr fast bis zum Po.

Iljinych hat Polunin im vergangenen Jahr auf Instagram kennengelernt. Sie hatte den Film *Dancer* über ihn gesehen. »Da habe ich geweint und ihm geschrieben. Unsere Geschichten sind miteinander verbunden.« Ein paar Wochen später lud er sie

nach München ein, seitdem sind sie zusammen. Das Medium, durch das er sich so viele Feinde gemacht hat, hat ihm auch seine Liebste vermittelt.

Im Alter von vier Jahren begann Jelena Iljinych mit dem Eiskunstlauf. Als sie elf war, zog sie mit ihrer Großmutter für mehrere Jahre nach Detroit, um zu trainieren. Wie Polunin kennt sie beide Welten: Ost und West. Als sie die Bronzemedaille bei Olympia gewann, war sie 19 – genauso alt wie Polunin, als er Erster Solist beim Royal Ballet wurde.

Auch Jelena Iljinych postet Fotos mit Wladimir Putin und gratuliert ihm über Instagram zum Geburtstag. »Das ist Tradition bei Sportlern hier. Wir sind froh, ihn zu haben, und dankbar für seine Unterstützung.« Der russische Staat hat Iljinych als Mitglied des Nationalteams jahrelang gesponsert. Sie ist jetzt 25, an ein Russland ohne Putin kann sie sich nicht erinnern. Über die Internetskandale ihres Freundes sagt sie: »Wir leben in einer Demokratie und haben Meinungsfreiheit. Wieso wird einer, der seine Meinung sagt, bestraft?«

Es gibt nicht viele Themen, die im Westen zu ähnlich kontroversen Diskussionen führen wie das Verhältnis zu Russland und seiner Regierung. Putin unterstützt den syrischen Diktator Assad, er hat die Krim annektiert, er unterdrückt die Zivilgesellschaft, er hat ein Gesetz »gegen homosexuelle Propaganda« unterzeichnet, das faktisch die Aufklärung von Minderjährigen über Homosexualität verbietet.

In Russland selbst aber sieht eine Mehrheit der Bevölkerung Wladimir Putin als Garanten für Stabilität und Stärke. Der Westen, der seinen eigenen Ansprüchen und Idealen oft nicht genügt, wird als gespalten wahrgenommen.

Am Ende meint Iljinych noch: »Viele Menschen wissen, was sie sagen müssen, um voranzukommen. Sergei nicht!« Was nicht ganz stimmt. Polunin hat mit seinen Posts polarisiert. Aber er hat auch seine Bekanntheit gesteigert.

Sergei Polunin wartet gegenüber auf der anderen Seite des Schlagbaums in einem Restaurant. Gestärkte Tischdecken, Kronleuchter hängen von der Decke. Polunin lächelt, wirkt aber erschöpft. Er ist gerade aus Dubai zurück, hat am Vortag dem russischen Fernsehen ein langes Interview gegeben, und am nächsten Tag beginnen die Proben für sein neues Ballett *Rotkäppchen* in Moskau. Egal, wann man

ihn trifft, es ist entweder vor oder nach dem Training. Auch wenn Polunin nicht mehr den strengen Regeln eines Ensembles gehorcht: Ballett ist gnadenlos. Jede Pause bestraft der Körper sofort.

Polunin redet sehr leise, beim Sprechen gestikuliert er viel, dabei fällt der Blick auf seine Handrücken. Er trägt den Doppeladler der Russischen Föderation auf dem rechten und das ukrainische Wappen auf dem linken. Es sieht aus, als habe er die Balance halten wollen zwischen dem Land seiner Vorfahren und dem, in dem er geboren und aufgewachsen ist. Durch das Putin-Tattoo auf seiner Brust ist diese Balance verloren gegangen. Polunin scheint den Konflikt zwischen Russland und der Ukraine, zwischen Ost und West, auch auf seinem Körper auszutragen. Die Tätowierungen schreien seine Zerrissenheit geradezu heraus. Und seinen Drang danach, gesehen zu werden.

Polunin wurde 1989 in der ukrainischen Stadt Cherson geboren. Es war das Jahr, in dem die Auflösung der Sowjetunion und des gesamten Ostblocks begann.

Polunin ist ein Kind des Systemumbruchs. Seine Mutter hat als Näherin gearbeitet, aber Anfang der Neunzigerjahre schließt eine Textilfabrik nach der anderen. Es gibt kaum Arbeit, kein warmes Wasser und Strom nur dreimal am Tag für eine Stunde. Polunins Vater versucht, als Bauarbeiter in Moskau Geld zu verdienen. 1992 trennen sich die Eltern, kurz zuvor ist die Ukraine unabhängig geworden.

Mit vier Jahren beginnt Polunin zu turnen, er trainiert jeden Tag. Als er acht ist, sieht seine Mutter im Fernsehen eine Sendung über die Ballettkarrieren von Jungen. Sie schickt ihren Sohn zum Tanzen.

»Meine Mutter hat überlegt, wie wir als Familie vorankommen könnten«, sagt Polunin. Sie will raus aus Cherson. Und Sergei ist das Exit-Ticket.

In dem Film *Dancer* sieht man Sergei als Achtjährigen zu Musik improvisieren und einen Türrahmen hochklettern. Ein Junge, der einfach Freude daran hat, sich zu bewegen. Er ist schon damals extrem beweglich, hat eine enorme Sprungkraft. Ein Jahr später zieht er mit seiner Mutter in die ukrainische Hauptstadt Kiew, um dort auf die Ballettschule zu gehen. »Da war die Unbeschwertheit vorbei«, sagt er heute in dem Moskauer Restaurant.

Sein Vater verschwindet für zehn Jahre als Bauarbeiter nach Portugal. Die Großmutter geht nach Griechenland, um alte Menschen zu pflegen. Beide schicken Geld für Sergeis Ballettausbildung. Die Hoffnung der ganzen Familie liegt nun auf Sergei. Und der hockt im Spagat vor dem Fernseher, nimmt an Tanzwettbewerben teil und sagt Sätze wie diesen in die Videokamera seiner Mutter: »Ich muss abnehmen, damit man mich gern ansieht.«

Heute erzählt er über diese Zeit: »Die Lehrer sagten, ich bin gut. Aber ich wusste gar nicht, was das ist: Ballett.«

Seine Mutter arbeitet sich damals für ihn in die Ballettwelt ein, schickt Fotos und Videos von Sergei nach London an die Schule des Royal Ballet. Er wird zum Vortanzen eingeladen und mit 13 Jahren im Ballett-Internat aufgenommen. Seine Mutter begleitet ihn nach London. Doch sie erhält keine Aufenthaltsgenehmigung und muss zurück in die Ukraine. Ihr Exit-Programm hat funktioniert. Aber nur für ihren Sohn.

Das Internat der Royal Ballet School liegt idyllisch in einem Park. Polunin kommt es vor wie bei Harry Potter. Magisch. Im Vergleich zu Kiew erscheint ihm alles viel bunter, heller, freundlicher.

»Als ich nach England kam«, sagt er, »habe ich mich immer gefragt: Wieso lächeln die Leute hier die ganze Zeit? Ich fand das sehr irritierend. In der Ukraine wird nur gelächelt, wenn etwas lustig ist.«

Offensichtlich hat Polunin die Kraft des Lächelns schnell für sich entdeckt, denn heute lächelt und kichert er fast ununterbrochen, selbst bei Dingen und in Situationen, die nicht komisch sind.

Im Ballett-Internat trainiert Polunin hart, auch weil er weiß: Wenn er nicht gut genug ist, muss er die Schule und England wieder verlassen. Er will unbedingt Erster Solist beim Royal Ballet werden. Als er sein Ziel mit 19 tatsächlich erreicht und ein Jahr später sogar zum Ersten unter den Ersten Solisten ernannt wird – als Jüngster in der Geschichte des Balletts –, gibt es keine Feier. Auch das Gehalt bleibt fast gleich, etwa 2700 Pfund im Monat, umgerechnet 3200 Euro. »In London ist das nichts«, sagt Polunin.

Er hat es an die Spitze geschafft, aber der Alltag als Erster Solist enttäuscht ihn. Nicht viel Freiheit, nicht viel Glamour, nicht viel Geld. Er hat nicht einmal genug übrig, um seine Eltern zu sich nach London einzuladen. »Lauter Minusse«, sagt er.

Dann kommt der 24. Januar 2012. Nach einer schlechten Probe beschließt Polunin auszusteigen. Sofort. Einfach so.

Es ist seine eigene, seine persönliche Entscheidung. Polunin sagt heute, er habe damals nicht erwartet, dass es seine Kündigung in die Nachrichten schaffen würde. Aber dann melden der *Guardian,* der *Telegraph,* die BBC: »Schock für das Royal Ballet«.

Polunin ist 22 Jahre alt und beginnt die Aufmerksamkeit zu genießen. Er ist das erste Mal im Leben frei, ohne Mutter, ohne Trainer, ohne Lehrer, die jede Minute für ihn verplanen.

Ballett bedeutet Unterordnung. Es bedeutet, sich dem Trainer zu unterwerfen, sich den eigenen Körper untertan zu machen, sodass er trotz Schmerz und Erschöpfung weiterarbeitet. Nun feiert Polunin Partys und postet Tweets wie diesen: »Hat jemand Heroin im Angebot?«

Polunin bekommt damals Tanz-, Musical- und Schauspielangebote aus verschiedenen Ländern. Aber er weiß nicht, wie er mit ihnen umgehen soll. »Ich hatte keinen Agenten oder Manager. Ich war allein mit all den Möglichkeiten«, sagt er.

Sergei Polunin erlebt seinen persönlichen Systemumbruch – so viel Freiheit, was nur soll er damit anfangen? »Ich habe die Rolle des Joker angenommen.«

Diese Rolle des bösen Kobolds spielt er gewissermaßen bis heute. Polunin kichert jetzt, es wirkt, als finde er es sehr reizvoll, den Provokateur zu geben. Draußen vor dem Moskauer Restaurant zieht Nebel auf, die Pressedame am Nachbartisch schaut ab und zu unruhig herüber. Sein Umfeld fürchtet diese Augenblicke, wenn es so aussieht, als könne er jeden Moment wieder etwas Kontroverses heraushauen und so das mühsam Aufgebaute zerstören.

Wie viele Osteuropäer hat Polunin eigentlich von einer Zukunft in den Vereinigten Staaten geträumt. Doch als er nach seiner Abkehr vom Royal Ballet nach

New York reist, um mit dem American Ballet Theatre über ein Engagement zu verhandeln, ist sein Ruf angeschlagen. Er gilt jetzt als unberechenbar, nicht vertrauenswürdig, auch als undankbar.

Sergei Polunin hat einen Job gekündigt, den man nicht kündigt. Schon gar nicht als Junge aus einer Provinzstadt in der Ukraine. Er hat eines der bei Tänzern begehrtesten Ensembles der westlichen Welt vorzeitig verlassen und kritisiert. Das American Ballet Theatre zieht sein Angebot zurück.

Mit seinem Ausstieg beim Royal Ballet hat Polunin das Recht verloren, in Großbritannien zu leben. In den USA kann er auch nicht bleiben. Polunin hat sich bis ganz nach oben geschunden, nun fühlt er sich vom Westen fallen gelassen.

Ein Land, in dem Ballett noch geschätzt, unterstützt und gefeiert wird, ist Russland, das Land seiner Vorfahren. Er sagt: »Ich hatte keine Wahl. Im Westen wurde ich ausgeschlossen, also musste ich nach Russland.«

Polunin erzählt oft so, als würden ihm die Dinge einfach so passieren, als habe er selbst keinerlei Anteil daran. *»I kind of just did it«,* sagt er dann. Ich habe es halt einfach getan.

In Russland kennt ihn damals kaum jemand. Polunin tritt in einer Fernsehshow auf und lässt sich darin von einer Jury bewerten wie ein Anfänger. Bis Igor Zelensky, der heutige Direktor des Bayerischen Staatsballetts, ihn erst nach Nowosibirsk und dann nach Moskau ans Stanislawski-Theater holt. Russland erscheint Polunin als Rettung seiner Existenz.

Zunächst läuft es dort nicht besonders gut für ihn. Er hat wenig Kraft, nach jeder Vorstellung fühlt er sich ausgezehrt. Er googelt nach Energiesymbolen, findet das Kolowrat und lässt es sich auf den Bauch tätowieren. Für Polunin ist es ein Symbol der Sonne, aber er weiß, dass es ein doppeltes Hakenkreuz darstellt und auch von Rechtsextremisten benutzt wird. Er entscheidet sich für die Provokation.

Polunin hat damals den Respekt für sein eigenes Talent verloren, will aufhören zu tanzen. In dieser Stimmung nimmt er 2015 den Clip mit David LaChapelle auf. In dem Video arbeitet er gewissermaßen gegen sich selbst an, es soll seinen Abschied

vom Ballett festhalten. Die dargestellte Verzweiflung ist echt, vielleicht reagieren die Zuschauer deshalb so stark darauf.

Hoziers Song *Take Me to Church,* der die katholische Kirche kritisiert, ist ein Statement gegen Homophobie. Dass Polunin dieses Lied auswählt, zeigt, wie er mit den Widersprüchen spielt. Es bereitet ihm Freude, mit ihnen Verwirrung zu stiften, auch wenn sie ihn am Ende selbst überfordern.

Der Clip ist so erfolgreich, dass Polunin weitermacht.

Zu diesem Zeitpunkt hat in der Ukraine längst der Krieg begonnen. Als die ukrainische Regierung Ende 2013 ankündigte, ein Assoziierungsabkommen mit der EU nicht zu unterzeichnen, kam es zu Massenprotesten auf dem Maidan in Kiew. Der ukrainische Präsident floh, Russland annektierte die Krim. Im Osten des Landes kämpfen seitdem prorussische Separatisten und die ukrainische Armee gegeneinander. Bis heute sind mehr als 13.000 Menschen in dem Konflikt gestorben. »Wir sind es gewohnt, vom Krieg in Afghanistan zu hören. Aber wenn deine eigenen Landsleute sich bekriegen, ist das anders«, sagt Polunin.

Wohin soll er fortan gehören? In das Land seiner Vorfahren? Oder in die Ukraine, wo schon seine Mutter geboren und aufgewachsen ist?

Polunin tanzt weiter in Russland. Vor den Präsidentschaftswahlen 2018 lässt er sich Putins Gesicht auf die Brust tätowieren. Ein Ukrainer, der den russischen Präsidenten über dem Herzen trägt, eine größere Provokation ist kaum denkbar. »Es gab sehr viel Druck vom Westen, sehr viel Negatives und Schmutz gegen Putin«, sagt Polunin heute. »Ich wollte ihn als Person verteidigen, gegen die Idee demonstrieren, jemanden zu hassen.« Polunin nimmt auch Donald Trump in Schutz. Weil so viele gegen ihn sind.

Versucht man, mit Polunin über Politik zu diskutieren, merkt man schnell, dass er kein politisch versierter Mensch ist. Er redet viel über Licht und Schatten, gute und böse Energien und vermeintlich mächtige Geheimgesellschaften. Polunin sagt: »Es ist modern, gegen Russland zu sein.« Und er ist gern gegen das, was gerade modern ist. Er ist gern anders. Auffällig. Nach dem Putin-Tattoo und dem verbalen Amoklauf habe er sich »frei gefühlt«, sagt er. Als brauche er die starken Reaktionen von außen,

um sich selbst zu spüren. Es geht nicht um Argumente oder Vernunft, es geht um Emotionen.

Vielleicht steht Polunins Weg auch für eine Entwicklung, die der bulgarische Politologe Ivan Krastev und der amerikanische Rechtswissenschaftler Stephen Holmes in ihrem Buch *Das Licht, das erlosch* für ganz Osteuropa beschreiben. Demnach haben sich viele Osteuropäer nach dem Ende des Kalten Krieges an den Westen angepasst, haben versucht, ihn nachzuahmen, so wie der junge Sergei Polunin und seine Eltern. Inzwischen, so die These der beiden Autoren, habe das Vorbild jedoch an Strahlkraft verloren und ein Wertevakuum hinterlassen: »Ein Leben als Nachahmer vermengt unweigerlich Gefühle der Unzulänglichkeit, Minderwertigkeit, Abhängigkeit, des Identitätsverlustes.« Genau diese Gefühle hätten sich als idealer Nährboden für den heutigen Antiliberalismus in Osteuropa erwiesen.

Polunin ist nicht der erste und einzige Künstler, der die öffentliche Konfrontation sucht. Die Frage aber bleibt: Spielt es eine Rolle, was der Mann, der da auf der Bühne tanzt, von Putin hält oder von angeblich zu weiblichen Tänzern? Und lebt die Kunst nicht auch vom Spiel mit Provokationen und Grenzen?

Im Sommer 2018 besucht Sergei Polunin seinen Vater in seiner Heimatstadt Cherson. Von dort fliegt er zu einem Auftritt auf die von Russland kontrollierte Krim. Gleich nach der Vorstellung will er nach Cherson zurückkehren. Doch dann, sagt Polunin, habe ihn jemand aus dem ukrainischen Kulturministerium angerufen und gewarnt, er solle besser nicht mehr in die Ukraine einreisen.

Tatsächlich existiert eine Liste mit den Namen von 150 meist russischen Künstlern, die laut der ukrainischen Regierung eine »Bedrohung der nationalen Sicherheit« der Ukraine darstellen, weil sie sich prorussisch geäußert haben oder auf der annektierten Krim aufgetreten sind. Die ukrainischen Behörden teilen der *ZEIT* mit, dass Polunin nicht auf dieser Liste stehe. Dennoch kann niemand mit Sicherheit sagen, ob er in die Ukraine einreisen und sich dort frei bewegen dürfte.

In Kiew scheint im Dezember die Sonne, auf dem Maidan brennen Lichter zum Gedenken an die Opfer der Proteste. Ukrainische Flaggen überall. Die Revolution ist sehr präsent.

Polunins Mutter Galina Polunina wartet vor einem Café. Sie ist jetzt 52, trägt ein graues Wollkleid und hat ihre blonden Haare zu einem Kranz geflochten. Sie sagt, als sie den 13-jährigen Sergei in London zurückgelassen habe, sei sie ein Jahr lang in der Depression versunken. »Ich wusste nicht, was ich mit mir anfangen sollte. Ich hatte meine Mission erfüllt.«

In gewisser Weise hat sie damals ihr Leben für die Zukunft ihres Sohnes aufgegeben. Als er dann beim Royal Ballet aufhörte, reagierte sie verletzt. »Ich habe ihn auf diese Höhe gebracht, und nun sprang er ab.« Er habe ihr Vorwürfe gemacht, niemand aus der Familie tanze, wozu das alles? Polunins Kündigung war auch eine Rebellion gegen die Pläne seiner Mutter.

In Kiew verfolgte Polunina all die Skandale ihres Sohnes in den Medien und machte sich Sorgen – erst seine Kündigung, dann sein vermeintliches Abrutschen in Partys und Drogen, gefolgt von seinen Instagram-Posts zu Putin, verweiblichten Tänzern und Übergewichtigen: »Da habe ich verstanden, das Ganze kann auch schnell zu Ende gehen«, sagt sie. Sie habe ihren Sohn gebeten, mit den Kommentaren auf Instagram aufzuhören. Aber er habe nur gelacht.

Für Polunins Mutter sind seine prorussischen Äußerungen nicht ungefährlich. Aber sie sagt: »Ich lebe ganz ruhig in Kiew.« Wenn es um die Gegenwart geht, wird sie jedoch sehr still.

Erst nach dem Erfolg von *Romeo und Julia* in Verona habe sie das erste Mal gedacht, dass ihr Sohn vielleicht doch alles richtig gemacht habe, nun, da er frei und weltbekannt sei.

Sechs Wochen später, am Morgen vor Polunins Vorstellung in München. Er ist gerade aus Miami gelandet und erscheint nicht zur Probe von *Sacré.* Dafür kommt die Pressedame des Balletts der Bayerischen Staatsoper. Sie sagt, Polunin trete in dieser Spielzeit nur einmal in München auf. Es klingt fast erleichtert.

Im Saal des Prinzregententheaters steht die Tänzerin Yuka Oishi, schmal, kurze blond gefärbte Haare. Sie hat Polunin das Ballett *Sacré* auf den Leib choreografiert. Zuvor tanzte sie selbst als Erste Solistin bei John Neumeier in Hamburg.

Als sie sich mit dem historischen Hintergrund von *Sacré* beschäftigte und über Vaclav Nijinskys Wahnsinn recherchierte, dachte sie darüber nach, wer diesen Part tanzen könnte. Oishi hatte Polunin auf einem Festival kennengelernt. »Er war so schüchtern. Und dann sah ich ihn auf der Bühne. Da war er wie eine andere Person«, sagt sie.

Sie entschied sich für ihn, auch wenn es technisch präzisere Tänzer gibt: »Diese Energie, das ist selten. Manchmal erscheint er auf der Bühne wie ein Tier. Ich weiß nicht, wie man sich in so einem Zustand fühlen muss.«

Auch Yuka Oishi wurde schon dafür angegriffen, dass sie sich nicht von Polunin abwendet. »Ich bin frei, ich könnte auch sagen, ich arbeite nicht mehr mit ihm«, sagt sie. Aber allein wegen eines Putin-Tattoos und einiger Posts im Netz? »Ich bin nicht dazu da, jemanden zu ändern. Wer bin ich denn?«

Am Abend sitzt Oishi in der Loge des Prinzregententheaters und sieht zu, wie Polunin ihr Stück tanzt. Er biegt sich, grinst, springt, zuckt, rauft sich die Haare. All seine Widersprüche treten beim Tanzen offen zutage. Zum Schluss scheint er ein Seil aus seinem Inneren herauszuziehen. Das Publikum ist begeistert, trampelt mit den Füßen, Standing Ovations. »Das ist bipolar«, entfährt es einer Zuschauerin.

Nach der Vorstellung wartet Igor Zelensky, der Direktor des Staatsballetts, im Vorraum. Zehn Minuten hat er. Er hält sich sehr gerade, jeder Satz provoziert seinen sofortigen Widerspruch, strapaziert seine Geduld. Man ahnt, warum er gefürchtet ist. Zelensky gibt fast nie Interviews. Er ist Polunins Mentor und Förderer, der Einzige, zu dem Polunin aufblickt.

Einmal hat Zelensky über Polunin gesagt: Wenn er mehr arbeiten würde, wäre er ein anderer Mensch. Jetzt sagt er: »Wenn er mehr arbeiten würde, wäre er absolut unerreichbar.«

Was sagt er zu Polunins Posts? »Ich glaube, er sucht Aufmerksamkeit. Manche schlagen den diplomatischen Weg ein, er nimmt einen anderen.«

Kann man Kunst und Künstler tatsächlich voneinander trennen? »Ich kann nicht richten, ich bin nicht Gott!«

Wie ist es für ihn, dabei zuzusehen, wie sein Schützling sich öffentlich selbst schadet? »Schadet? Russland ist ein großes Land, größer als Deutschland. Dort lieben viele Menschen Putin.«

Ein letztes Treffen mit Sergei Polunin im Probenhaus der Bayerischen Staatsoper, gleich neben dem Hofbräuhaus in München. Polunin ist gut gelaunt, er sagt, er hätte nicht gedacht, dass so viele Menschen seine Meinungen wichtig nehmen würden. »Ich tanze. Ich halte mich selbst nicht für bedeutend.«

Am Anfang, erzählt er, sei es schwer gewesen, in das russische System vorzudringen, die Theater luden ihn nicht einmal zu Vorstellungsterminen ein. Dann kam Zelensky. Und dann kam das Putin-Tattoo. Polunin hat in Russland von seiner öffentlich bekundeten Sympathie für Wladimir Putin profitiert. Er konnte mit staatlicher Unterstützung eine Stiftung zur Förderung von Ballett-Talenten gründen und tritt mittlerweile oft im Staatsfernsehen auf, derzeit als Juror in der TV-Show *Dance Revolution* . Noch vor ein paar Jahren musste er sich im Fernsehen von anderen bewerten lassen, nun bewertet er andere.

Polunin kichert. Heute müsse er in Russland manchmal nicht einmal mehr Verträge unterzeichnen. Es ist, als habe er seine Vertrauenswürdigkeit bereits öffentlich sichtbar bewiesen. »Lange habe ich gedacht, ich könnte Osten und Westen vereinen und in beiden Welten leben. Aber ich kann nicht in der Mitte bleiben. Denn in der Mitte ist nichts!«

Dreißig Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges und dem Fall der Mauer hat Sergei Polunin das Gefühl, er müsse sich für eine Seite entscheiden. Für diese eine Seite hat er buchstäblich seine Haut gegeben.

Anatomie einer Katastrophe

Alle reden über die Klimakrise, aber kaum einer versteht sie. Über ihre Ursachen und wie unsere Zukunft aussieht - bei 1,5 bis vier Grad.

Von Sabrina Ebitsch, Hennes Elbert, Christian Endt, Verena Gehrig, Michael Hörz, Dalila Keller, Stefan Kloiber, Markus C. Schulte von Drach, Marlene Weiß, SZ.de, 14.10.2019

https://projekte.sueddeutsche.de/artikel/politik/was-die-klimakrise-wirklich-bedeutet-e946076

Affäre Deutschland – Die geheimen Konten der CDU

Ein Parkplatz in der Schweiz und ein Koffer mit einer Million Deutsche Mark – diese Begegnung zwischen einem Waffenhändler und dem Schatzmeister der CDU trat in den 90ern eine Lawine los, die Ex-Bundeskanzler Helmut Kohl fast sein Vermächtnis kostete.

Von Constanze Radnoti, Marion Härtel, Cornelia Neumeyer, Birgit Frank, Christine Auerbach, Reinhard Röde, Maria Christoph, Vera Weidenbach, Lorenz Schuster, Maria Wölfle, Monika Preischl, Niklas Gramann, FYEO (Podcast), 25.07.2020

https://www.fyeo.de/originals/affaere-deutschland

(Um den Podcast zu hören, benötigt man die FYEO-App.)

Alles beginnt mit einem Koffer. Im August 1991 ist der Schatzmeister der CDU, Walther Leisler Kiep, auf einem Parkplatz in der Schweiz verabredet mit dem Waffenhändler Karlheinz Schreiber. Der hat eine Million Deutsche Mark für Kiep dabei – in bar, im Koffer. Diese Million wird eine Lawine lostreten, in der viele Politiker ihre Ämter und ihren Ruf verlieren. Im Zentrum der Affäre: Ex-Bundeskanzler Helmut Kohl. Bald wird klar: Unter ihm hat die CDU jahrelang schwarze Konten geführt - mit viel Geld, dessen Herkunft unklar ist.

Der FYEO Original Podcast „Affäre Deutschland" erzählt den größten Parteispendenskandal der Nachkriegsgeschichte. Zu Wort kommen Menschen, die damals mit dabei waren: Als Unterstützer Kohls in der bittersten Krise. Als Kritiker, die ihn nicht einfach so davonkommen lassen wollten. Als Ermittler, die erst Codes knacken mussten, um den geheimen Konten auf die Spur zu kommen. Und als

politische Gegner, die mühsam versucht haben aufzudecken, was Kohl wirklich wusste.

Die Spendenaffäre rüttelt im Jahr 1999 schwer am Denkmal Kohl: Eigentlich wird er gerade für die deutsche Wiedervereinigung gefeiert, die ihr erstes Jubiläum hat. Kohl kämpft mit aller Kraft um sein Erbe. Nicht nur gegen die Ermittler, sondern schließlich auch gegen seine eigene Partei, die CDU. Die weiß, dass sie mit Kohl hart ins Gericht gehen muss, wenn sie nicht mit ihm untergehen will. Am Ende legt sie ihr Schicksal in die Hand einer jungen Politikerin, die die Partei in eine neue Zukunft führen soll: Angela Merkel.